



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Home from Home.“

Aspekte individueller und kollektiver Identität irischer
MigrantInnen in Bristol“

Verfasserin

Anna Neureiter

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag^a. phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin / Betreuer:

Dr. Martina Steiner

Meinen Eltern,
für die Unterstützung und euer Vertrauen.

Inhaltsverzeichnis

<u>1. Einleitung</u>	<u>7</u>
<u>2. Methodische Grundlagen</u>	<u>12</u>
2.1. Techniken der Datenerhebung	13
2.2. Analyse- und Auswertungsverfahren	17
<u>3. Migration</u>	<u>19</u>
3.1. Irische Migrationsgeschichte nach Bristol	20
3.2. Migrationsforschung	25
<u>4. Individuelle Identitätskonzepte – Identität durch Abgrenzung?</u>	<u>32</u>
4.1. Interdisziplinäre Ansätze	33
4.2. Kultur- und sozialanthropologische Identitätskonzepte	34
4.3. Überwindung der Logik der Differenz?	37
<u>5. Gemeinschaft, Grenzen und kollektive Identität</u>	<u>41</u>
5.1. Gemeinschaft	41
5.2. Grenzziehungen	47
5.3. Kollektive Identität	51
5.4. Formen der Repräsentation	54
5.5. Zusammenfassung	56
<u>6. Veränderungen – Migration, Heimat, Konflikt und Zeit</u>	<u>57</u>
6.1. Identität und Migration – Transformation durch Bewegung?	57
6.2. Identität, Migration, und Heimat - <i>Home from home?</i>	63
6.3. Identität und Konflikt – Zusammenhalt durch Ausgrenzung?	69
6.4. Identität und Zeit – Vergangenheit und Verbundenheit	74
<u>7. Schlussbemerkungen</u>	<u>78</u>
<u>8. Ausblick</u>	<u>84</u>
<u>9. Anhang</u>	<u>87</u>
9.1. Tabellenverzeichnis	87
9.2. Literaturverzeichnis	87
9.3. Abstract	97
9.4. Lebenslauf	99

1. Einleitung

Home is where that glass of cold milk is.

Ulf Hannerz

Das Thema, das dieser Arbeit zu Grunde liegt, ist „Heimat“. Heimat in Form von Menschen, in Form von Erde und Boden, oder Heimat, verkörpert in Form von Musik, Gegenständen, Bräuchen und Traditionen. Heimat ist Vertrautheit, aber auch Sehnsucht. Sie ist subjektiv und kann nicht - wie z.B. Herkunft - objektiv festgeschrieben werden.

Die offensichtlicheren Themen der Arbeit waren und sind „Identität“ und „Migration“. Gemeinsam mit Heimat bilden nun Identität und Migration ein Beziehungsgeflecht in Form eines Dreiecks, in dem sich die Elemente wechselseitig beeinflussen und Fragen aufwerfen. Wie steht Identität mit Heimat in Verbindung? Wie beeinflusst Migration das Verhältnis zu Heimat? Hat Migration einen Einfluss auf das Selbstkonzept, bzw. die Wahrnehmung von Zugehörigkeiten? Welche Rolle spielen Zeit und Konflikt in diesen Dynamiken?

Diese Denkansätze bildeten die Basis der Überlegungen, von denen aus ich konkrete Forschungsfragen entwickelte. Mein Hauptinteresse während der Forschung lag in der Achse Migration-Identität, wobei eine Auseinandersetzung mit Migrationsgeschichten auch immer mit den subjektiven Vorstellungen von „Heimat“ in Verbindung steht und damit, dass sich diese mit Konzepten von Herkunft, bzw. mit der Stadt/Land/Region der Residenz nicht immer deckt.

Das zentrale Thema liegt nun in der Erfassung der Konstruktion von Identität(en) irischer MigrantInnen in Bristol/England. Folgende Fragen bildeten meine Motivation und stellten den roten Faden der Forschung dar:

Welche Rolle spielen Grenzen und Differenz bei der Identitätsbildung?

Welche Bedeutung haben Migration, Konfliktwahrnehmung und Heimat für die Identitäts- und Gemeinschaftsbildung irischer MigrantInnen in Bristol?

Ich beschäftigte mich mit diesen Fragen auf individueller und kollektiver Ebene, d.h. im Bezug auf Selbstwahrnehmung und Gemeinschaftsbewusstsein. Ebenso wie „Heimat“

und „Konflikt“, begleiteten mich auch die Aspekte „Vertrautheit“ und „Fremdheit“ sowie „Nähe“ und „Distanz“ auf mehreren Ebenen durch den Forschungsprozess. Nicht nur sind es immer noch aktuelle Themen für meine InterviewpartnerInnen, sondern auch ich stand vor der Herausforderung, mich in den Interviewsituationen mit diesen Aspekten auseinanderzusetzen. Auf diesen Punkt möchte ich in Kapitel 2 näher eingehen.

Diese Arbeit sieht sich als Beitrag zur anthropologischen Debatte um Identität. Ausgangsbasis meiner Überlegungen ist die Annahme des Menschen als soziales Wesen, das in eine Gesellschaft und Gruppen eingebunden ist, die sich durch Interaktion und soziale Strukturen kennzeichnen. Besonderer Fokus liegt auf den Identitäts- und Gemeinschaftbildungsprozessen von MigrantInnen, der Aushandlung von Identitäten (v.a. durch Interaktion), den Netzwerken und verschiedenen Ausdrucksformen, und der Frage, inwiefern Differenz und Grenzen eine Rolle in diesen Prozessen spielen. Bezüglich Identität verfolge ich ein konstruktivistisches Verständnis in dem Sinne, dass alle Identitäten soziale, kulturelle und historische Produkte sind, und nicht etwas natürlich Gegebenes. Die anthropologische Perspektive auf Migration bezieht die lokalen Kontexte der Herkunftsgesellschaft mit ein und beschäftigt sich außerdem mit Generationen, Gender, Organisationen und Religionen im Hinblick auf Identitäten und Interessen in der Residenzgesellschaft (vgl. Strasser 2001:30).

Methodisch orientierte ich mich an der interpretativen Sozialforschung, in der die aktive Rolle von Individuen betont wird, die ihre Welt interpretieren, auf der Basis dieser Sinngebungsleistungen handeln und so ihre gesellschaftliche Verhältnisse selbst produzieren. Soziale Interaktion wird hier als interpretativer, situationsbezogener Prozess gesehen. Durch das qualitative Design der Studie ergeben sich – neben wertvollen Möglichkeiten – auch Grenzen und Implikationen für die Theorienbildung, auf welche ich hier kurz eingehen möchte. Da die Auswahl meiner InterviewpartnerInnen keine repräsentative Stichprobe darstellt, ist die Generalisierbarkeit der Ergebnisse sehr limitiert. Im Vergleich zu quantitativen Methoden ermöglicht es jedoch die qualitative Sozialforschung¹, schon innerhalb einer kleinen Gruppe eine sehr große Bandbreite an Erfahrungen und Erlebnissen aufzuzeigen. Dies bot mir die Möglichkeit, der weit verbreiteten Annahme über eine interne Homogenität von Gruppen (sei es im Bezug auf Nation, Gender, Religion, etc.) und der Tendenz, die Erlebnisse von MigrantInnen über Generationen, Geschlechter, Religionszugehörigkeiten, ethnische Gruppen und Staaten hinweg zu generalisieren, entgegenzuwirken. Es gibt keinen „Typus Migrant“ - gemeinsam ist meinen InterviewpartnerInnen nur die Generation, das Verlassen des Heimat-, bzw. Herkunftslandes und das Fortsetzen

¹ Auf die für die Forschung zentralsten Vorteile der qualitativen Sozialforschung wird in Kapitel 2 eingegangen werden.

ihres Lebensweges in Bristol. Die qualitative Forschungsmethode ermöglichte es mir, der Tiefe, der Bandbreite und Individualität der Erfahrungen gerecht zu werden.

Trotz der limitierten Generalisierbarkeit bilden die Ergebnisse der Forschung eine Basis für Verständnis und Theorienbildungen, die für diesen und ihm ähnliche Kontexte relevant sind. Die Forschung soll helfen, das Phänomen der Identitätskonstruktion in Migrationssituationen besser zu verstehen, und stellt einen Ausgangspunkt dar, von dem aus die Erkenntnisse in anderen Kontexten getestet und weiterentwickelt werden können.

Gliederung der Arbeit

In Kapitel 2 wird ein Einblick in die methodischen Grundlagen der vorliegenden Arbeit gegeben. Die Besonderheit des problemzentrierten Interviews nach Witzel (1982) und der Grund, warum ich diese Methode für die Forschungsarbeit gewählt habe, ist der dialogische, am Problem orientierte Charakter des Fragens und Nachfragens. Im Mittelpunkt des problemorientierten Sinnverstehens stehen die Erfahrungen, Überlegungen, Wahrnehmungen und Reflexionen der Befragten. Das Interview wird als Interaktions- und Kommunikationsprozess begriffen, in dem permanent zwischen Offenheit und strukturierenden Vorgaben, zwischen Vertrautheit und Fremdheit vermittelt werden muss. Des Weiteren gehe ich in diesem Kapitel auf das verwendete Auswertungsverfahren nach Schmidt (2007) ein.

Kapitel 3 befasst sich mit Migration. Das Thema „Migration“ ist eng mit der Geschichte Irlands verwoben. Eine negative Migrationsquote war das dominierende Muster in Irland seit den *Plantations* des 16. und 17. Jahrhunderts², wobei die Gründe vielfach sind, und die Reduktion auf ökonomische Beweggründe eine allzu starke Vereinfachung darstellen würde. Als Konsequenz dieser Auswanderungen leben eine große Anzahl von Menschen mit irischer Abstammung³ im Ausland, vor allem in den USA und Großbritannien, aber unter anderem auch in Australien, Kanada, Neuseeland und Argentinien.

² Beispiele für diese frühen Emigrationen sind u.a. (1) die „Wild Geese“ - irische Söldner und Brigaden die beginnend Anfang des 17. Jahrhunderts in den katholischen Armeen Spaniens, Österreichs und Frankreichs ihre Dienste anboten (Bottinghame 1985:188-9). (2) Eine große Anzahl irischer Studenten und Gelehrter wanderte in der Blütezeit „Irischer Kollegien“ - dem 18. Jahrhundert - nach Frankreich, Spanien und die Niederlande aus. Diese Kollegien dienten laut Bottigheimer (1985:188) dem Zweck, „die römisch-katholische Orthodoxie bei den Iren zu erhalten und zu pflegen“.

³ Die irische Diaspora wird auf 50 000 000-80 000 000 IrInnen weltweit geschätzt. In den *diaspora studies* wird die irische Diaspora in Zusammenhang mit den großen Hungersnöten als eine der fünf historischen „Opfer-Diaspora“-Gruppen gesehen (neben der jüdischen, armenischen, und palästinensischen Diaspora, sowie die der versklavten WestafrikanerInnen). (vgl. Murphy 2009:132) Trotz bestehender Probleme mit Gesundheit, Heimatlosigkeit, Armut und Stereotypisierungen ist die gegenwärtige irische Diaspora „more confident, better educated and more self-aware than at any stage in its past“ (Goodby 2003:71). Dies steht unter anderem mit der Präsidentschaft Mary Robinsons in Zusammenhang, die ein offizielles Bewusstsein über die IrInnen im Aus-

Der erste Teil dieses Kapitels, nach dem Versuch einer Definition des Phänomens, konzentriert sich auf irische Emigration nach England und die Entstehung der irischen Gemeinschaft in Bristol⁴. Des Weiteren wird ein Einblick in den historischen Kontext und die Entwicklungen in der anglo-irischen Beziehungsgeschichte gegeben, ohne die ein grundlegendes Verständnis nicht möglich ist. Der zweite Teil des Kapitels befasst sich mit der Frage, warum Menschen – im Besonderen meine InterviewpartnerInnen – emigrieren. Zentral ist hier, dass die Reduktion der Gründe auf nur ein Element (z.B. Wirtschaft, Flucht) der Realität nicht entspräche.

Kapitel 4 (auf individueller Ebene) und Kapitel 5 (auf kollektiver, bzw. Gemeinschaftsebene) stellen sich der Frage, wie Identität entsteht, und welche Rolle Grenzen und Differenz bei diesem Prozess spielen. Durch den Vergleich wissenschaftlicher Theorien zu diesem Thema mit den Erfahrungen meiner InterviewpartnerInnen, soll der Beantwortung dieser Frage ein Stück näher gekommen werden. In Kapitel 6 wird die Veränderbarkeit von IdentitätEn in den Mittelpunkt der Diskussion gestellt. In vier Abschnitten wird auf individueller und kollektiver Ebene der Frage nachgegangen, inwiefern die Aspekte Migration, Konflikt, Zeit und Heimat die Selbstwahrnehmung bzw. das Gemeinschaftsbewusstsein meiner InterviewpartnerInnen beeinflussten.

In Kapitel 7 wird rückblickend auf die Arbeit und den Forschungsprozess ein Resümee gezogen. Bezugnehmend auf die Fragestellungen werden die Ergebnisse der bisherigen Beschäftigung mit der Thematik zusammengefasst.

Durch den beschränkten Umfang der Arbeit und die Größe des Feldes kann leider nicht auf alle Aspekte des Forschungsgebietes „Identität und Migration“ eingegangen werden. Es ist somit wichtig zu betonen, dass die Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Vielmehr soll ein grundlegender Einblick in das Themengebiet gegeben werden und das Feld von mehreren Blickwinkeln beleuchtet werden. Ich widme darum Kapitel 9 den Fragen, auf die ich in dieser Arbeit nicht eingehen konnte. Eine weitere Beschäftigung mit der Thematik ist meiner Meinung nach von großer Relevanz – nicht nur im Hinblick auf wissenschaftliche Erkenntnisse zur Konstruktion von Identität, sondern auch im Bezug auf den politischen, medialen und sozialen Umgang mit MigrantInnen, der zur Zeit der

land förderte, und dadurch einen wichtigen Schritt hin zu einer positiven, gestärkten Diaspora-Identität machte (vgl. Goodby. 70f.). Zu mehr Informationen über die irische Diaspora siehe u.a.: Coogan (2000), Campbell (2008), MacRaild (2010)

⁴ Obwohl es schon im 11. Jahrhundert dokumentierte irische Siedlungen in Bristol gab, wird in Bezug auf England generell von drei großen Migrationswellen gesprochen, beginnend in den 1840ern, ausgelöst durch die große Hungersnot (The Great Famine). Die zweite große Welle irischer Emigration nach Großbritannien wird von 1920-1950 datiert, gefolgt von einem weiteren negativen Höhepunkt der Migrationsquote in den 1980ern. (vgl. Coogan 2000:115-21)

Entwicklung zu einer modernen – im Sinne einer verantwortungsbewussten, respektvollen und zukunftsorientierten – Gesellschaft im Wege steht.

Danksagung

Ich möchte an dieser Stelle folgenden Personen danken:

Frau Dr. Martina Steiner, für die Begleitung und Betreuung dieser Arbeit. Meiner Familie, für die Unterstützung und den Rückhalt. *Nicholas, for your support and patience. And special thanks to my interview partners in Bristol – Thank you for your time and your stories.*

2. Methodische Grundlagen

Qualitative Forschungsverfahren grenzen sich zu quantitativen Methoden u.a. durch den Charakter ihres Gegenstandes ab: sie rekonstruieren Sinn und subjektive Sichtweisen. Der Fokus liegt auf dem Verstehen von sprachlichen Äußerungen als „symbolisch vorstrukturierten Gegenständen“ bzw. von schriftlichen Texten als deren „geronnenen Formen“ (Hellferich 2009:21). Deutungen oder Sinn sind hierbei jedoch nicht objektiv gegeben, sondern entstehen in der Interaktion der Menschen. Qualitative Interviews sind somit Kommunikationssituationen, in denen die Daten durch Einbeziehung der Subjektivität der einzelnen Personen erzeugt werden. Der Sinn sprachlicher Äußerungen entsteht in doppelter Weise durch Interaktion: „zum einen in früheren lebensgeschichtlichen und lebensweltlichen Erfahrungen der Erzählperson, zum anderen in der konkreten Interaktion im Interview selbst“ (Hellferich 2009:22).

ForscherInnen, die das Verhältnis des eigenen Relevanzsystems zu dem der InterviewpartnerInnen nicht explizieren und ihm als wichtiger Aspekt des Forschungsprozesses keine Beachtung schenken, ignorieren die Kontextabhängigkeit qualitativer Forschungsmethoden. Jedoch sollte die Unmöglichkeit der Objektivität nicht als Mangel, sondern als Ausgangspunkt qualitativer Forschung gesehen werden. Nur durch einen angemessenen Umgang mit Subjektivität, der Einbeziehung des Kontexts der Lebenswelt der InterviewpartnerInnen *und* des Erhebungskontexts bzw. Wissenschaftskontexts, kann der Prozesshaftigkeit, der Kontextgebundenheit und der Versionenhaftigkeit sozialer Interaktion Rechnung getragen werden.

Ich habe mich im Zuge des Forschungsprozesses für die Methode des problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel (1982) entschieden, auf dessen spezifische Charakteristika weiter unten eingegangen wird. Grundlagentheoretisch kann Witzels Ansatz zur interpretativen Sozialforschung gezählt werden. Diese Strömung begreift soziale Interaktion als interpretativen, situationsbezogenen Prozess. Betont wird die aktive Rolle von Individuen, die ihre Welt interpretieren und auf der Basis dieser Sinngebungsleistungen handeln und so ihre gesellschaftlichen Verhältnisse selbst produzieren. Forschungsgegenstand ist die interpretierte, gedeutete und interaktiv „hergestellte“ soziale Wirklichkeit. Die methodologische Zentrierung auf „*the actor's point of view*“ entspricht der theoretischen Vorstellungen der Sozialwissenschaft, dass Individuen über ihr Handeln die Alltagswirklichkeit konstituieren. Dieses Handeln ist durch Interpretationsleistungen geordnet. (vgl. Witzel 1982:12-3)

Beim Auswertungsverfahren orientierte ich mich an der Methode von Christiane Schmidt (2007). Diese Kombination von Erhebungs- und Auswertungstechnik wählte ich, da sie mir auf den Forschungsgegenstand und mein Forschungsinteresse bezogen am passendsten schien. Mayring (1992:16) verweist in diesem Kontext auf die Neuheit dieser Kombinations- und Integrationsmöglichkeiten in der qualitativen Tradition und betont die Bedeutung von einer „am konkreten Gegenstand entwickelte[n] und auf den Gegenstand bezogene[n] Methodik, statt der Übernahme vorgefertigter Werkzeuge“.

2.1. Techniken der Datenerhebung

At the heart of science is an essential balance between two seemingly contradictory attitudes – an openness to new ideas, no matter how bizarre or counterintuitive, and the most ruthlessly sceptical scrutiny of all ideas, old and new.

Carl Sagan

Das problemzentrierte Interview nach Witzel

Der Fokus dieser gegenstands- und situationsorientierten Methode liegt auf den individuellen und kollektiven Handlungsstrukturen und Verarbeitungsmustern gesellschaftlicher Realität (Witzel 1982:67). Das problemzentrierte Interview vereinigt methodische Elemente des Interviews, der Fallanalyse, der biographischen Methode und der Gruppendiskussion. Durch die Integration von Methodenelementen, die den Kriterien Gegenstandsorientierung, Prozessorientierung und Problemzentrierung genügen und sich ergänzen, kann man nach Witzel (1982:74) zu entscheidbaren Ergebnissen kommen.

Problemzentrierung beinhaltet hier die Forderung nach Erforschung gesellschaftlich relevanter Probleme, nach Orientierung an den Problemen aus der Sicht der Befragten und nach Zentrierung der Gesprächsführung auf diese Problembereiche (Witzel 1982:116). Problemzentrierung bedeutet somit einen Bezug auf a) eine gesellschaftliche Problemstellung und b) auf Strategien zur Optimierung der Explikationsmöglichkeiten der Befragten, damit diese ihre Problemsicht auch gegen Vorannahmen oder den Fragen impliziten Unterstellungen zum Ausdruck bringen können. So kann die Isolierung einzelner Variablen vermieden werden und dem/der ForscherIn bietet sich die Möglichkeit, durch die Betonung der Sichtweise der Betroffenen deren Relevanzkriterien zu erfassen. Die Problemzentrierung gewährleistet des Weiteren, dass der/die ForscherIn eine aktive Rolle in der Interviewsituation einnimmt und ihm/ihr eine größere Breite der Befragung zur Verfügung steht. Das Nachfragen durch den/die Interviewende steht hierbei nicht im Widerspruch zu der Intention, eine Erzähllogik aufzubauen. Der Eingriff in den Kommunikati-

onsablauf dient der Klärung der Sinnstruktur von Aussagen und Gesprächspassagen, mit dem Ziel, Gesamtzusammenhänge zu erfassen und vorgreifende Interpretationen korrigieren zu können.

Die Gegenstandsorientierung meint die Auswahl der Methoden ausgehend vom Forschungsgegenstand. Prozessorientierung bezieht sich auf die Gesamtgestaltung des Forschungsablaufs, die Entwicklung des kommunikativen Austauschs im Interview, die Entwicklung des Verstehensprozesses und auf den Untersuchungsgegenstand selbst. Auch die Interaktion von ForscherIn und Befragten wird als Prozess gesehen, der im Idealfall durch Gedächtnisstimulation, Vertrauens- und Erkenntniszuwachs gekennzeichnet ist. Durch die Prozessorientierung soll dem komplexen Prozess der Sozialisation und ihrer Rekonstruktion in einem Untersuchungsablauf Rechnung getragen werden (Witzel 1982:116).

Interaktion und Kommunikation im Interview

Qualitative Interviewsituationen sind gekennzeichnet durch wechselseitige, prozesshafte Kommunikation. Interaktion und Kooperation stellen in diesem Kontext Schlüsselkonzepte dar. Eine Konsequenz dieser interaktionstheoretischen Position ist, dass das „Interaktionsgeflecht“ - dies beinhaltet Hintergrund, Verhalten der InterviewpartnerInnen, Rollen, Wahrnehmung – Berücksichtigung finden muss. (vgl. Helfferich 2009:13)⁵

Das Interview als fertiger Text stellt das Ergebnis eines gemeinsamen Interaktionsprozesses der beiden InterviewpartnerInnen dar. Es geht um Fragen und Sprechen, Zuhören und Verstehen, um Selbstpositionierung und Fremdeinschätzung. Das Erzählen ist hierbei auf das soziale Umfeld ausgerichtet und wird durch diese Ausrichtung und die Art des Sprachgebrauchs zum sozialen Akt (vgl. Helfferich 2009:80). Hierbei reagieren die InterviewpartnerInnen wechselseitig aufeinander. Sie nehmen sich gegenseitig wahr, schätzen sich ein, bilden Erwartungshaltungen und reagieren aufeinander. In diesem Prozess werden Hintergründe wahrgenommen, Rollen ausgehandelt, Macht verhandelt und Interviewkonstellationen festgelegt. Das Interview selbst ist geprägt von diesen Prozessen der Selbst- und Fremdpositionierung, die in die Interaktion vor und während des Interviews eingelagert sind (vgl. Helfferich 2009:133).

Verbunden mit der Frage um Nähe und Distanz, eigener und fremder Perspektive ist die Frage nach der Wahrheit der produzierten Erzählungen. In anderen Kontexten, z.B. im Gespräch mit FreundInnen, mit dem/der Vorgesetzten auf einem Betriebsausflug oder in

⁵ Auf diesen Aspekt wird im Kapitel „Reflexion und Offenheit im Interview“ näher eingegangen.

einer Therapiesitzung wären manche Aspekte mehr ausgeschmückt, andere weggelassen worden.

Hellferich spricht sich jedoch gegen eine Beschränkung der „Wahrheitsfrage“ auf die Frage der Subjektivität aus. Aus der Lösung vom Konzept einer „objektiven Wahrheit“ resultiert nicht zwingend, dass das Gesagte der Beliebigkeit verfällt (vgl. Hellferich 2009:78). Die Wahl einer Äußerung oder Geschichte ist nicht beliebig. Vom Standpunkt des/r ErzählerIn gibt es kontextgebundene, subjektive Wahrheiten im Plural. Die Kriterien Offenheit, Reflexivität und intersubjektive Nachvollziehbarkeit bieten hier Möglichkeiten der methodischen Kontrolle (vgl. Hellferich 2009:156). Respekt vor der Versionenhaftigkeit und der Fülle von Wahrheiten hilft bei der Offenheit für einen „fremden Sinn“ in der Interviewsituation. Eine Auseinandersetzung mit diesem Thema ist wichtig, um den eigenen Normalitätshorizont als Wahrheitsstab zu reflektieren und gegebenenfalls zu relativieren. So ist auch ein Grundgedanke der qualitativen Forschung die Rekonstruktion von Wahrheiten als subjektive, situationsgebundene Theorien, die in Bezugssystemen verankert sind. Forschungsgegenstand ist die soziale Wirklichkeit als interpretierte, gedeutete und konstruierte Wahrheit. (vgl. Hellferich 2009:76-9)

Reflexion und Offenheit im Interview

Seit der interpretativen Wende geht man davon aus, dass Feldforschung grundsätzlich ein dialogischer Prozess ist, an dem wir, ebenso wie unsere InterviewpartnerInnen aktiv beteiligt sind. Die Vorstellung eines/r vollkommen neutralen ForscherIn bzw. Forschungssituation stellt eine Fiktion dar. Wir beeinflussen den Forschungsprozess jedoch nicht durch unsere bloße Anwesenheit, sondern auch durch unsere Wahrnehmung, die von Erfahrungen und Interpretationen geprägt ist. Um nicht unbewusst eigene Vorannahmen und Interpretationen zu reproduzieren, ist die fortwährende Selbstreflexion über das Vorwissen, die Positionierungen, Identifikationen und Dis-Identifikationen im Feld ein zentraler Bestandteil jeder Feldforschung. (vgl. Schwalgin 2004:42)

Des Weiteren müssen Interviewende ihre Position im Interview in Relation zu der Erzählperson reflektieren. Die Interviewkonstellation wird hierbei immer von mindestens drei Aspekten bestimmt: Die InterviewpartnerInnen begegnen sich immer als Frauen oder Männer, als Angehörige einer bestimmten Generation und als Angehörige einer bestimmten Kultur. Hinzu kommt der Unterschied, dass meist eine Person dem „Bezugssystem Wissenschaft“ (Hellferich 2009:123) angehört. Durch Selbstreflexion können eigene Annahmen ihren Charakter als selbst-verständlich gültige, unbewusste Automatismen verlieren.

Ebenso muss das eigene Vorwissen und eine selektive Aufmerksamkeit vergegenwärtigt und Inkongruenzen bzw. Kongruenzen im Erfahrungshintergrund bewusst gemacht werden. Es geht hier nicht um eine Ausblendung des Vorwissens – was weder möglich noch erwünschenswert ist – sondern um Wahrnehmung, kritische Reflexion und Kontrolle des Vorwissens.

Das Prinzip Offenheit verlangt, dass der Erzählperson der „Raum“ gegeben wird, ihr eigenes Relevanz- oder Deutungssystem zu entfalten. Dies steht nicht im Gegensatz zu den Formen der Interview-Intervention des problemzentrierten Interviews. Es wird vielmehr betont, dass Interventionen in Form von Stützung und Ermutigung den Raum für Äußerungsmöglichkeiten eher erweitern als schließen. (vgl. Helfferich 2009:114-6) Durch die Reflexion des eigenen Einflusses und dadurch, dass dieser explizit gemacht wird, werden die Effekte absehbarer und die Schließung von Äußerungsräumen für die Erzählperson kann vermieden werden. „Es geht darum, diesen Einfluss kompetent, reflektiert, kontrolliert und auf eine der Interview und dem Forschungsgegenstand angemessene Weise zu gestalten“ (Helfferich 2009:12).

Forschungssituation und -instrumente

In einem Zeitraum von sieben Wochen habe ich in Bristol sechs Interviews durchgeführt. Davon war eines ein Gruppeninterview. Die Kontaktaufnahme fand anfangs durch sogenannte „Selbstmelder“ (Helfferich 2009:177) (Aushänge, Flyer, email-Anfragen) statt. Die meisten Kontakte entstanden für mich jedoch mit Hilfe eines *Gatekeepers* – einer Schlüsselpersonen in Institutionen. In Folge eines mehrwöchigen email-Austauschs mit einer Frau, die sich auf meine email-Anfrage gemeldet hat, wurde ich zu einer *Irish Dancing Class* eingeladen, wo ich auf rege Teilnahmemotivation stieß. Ein weiterer Zugangsweg erschloss sich mir durch das „Schneeballsystem“. Hierbei werden Bekannte gefragt, ob sie Personen kennen, die bestimmte Kriterien für die Interviewteilnahme erfüllen (Helfferich 2009:176).

Meine InterviewpartnerInnen stammen aus der Republik Irland und haben eine katholische Religionszugehörigkeit. Die drei Frauen und vier Männer waren zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 55 und 75 Jahre alt. Im Alter von 10-19 Jahren migrierten sie von Irland nach England. Die Klassifikation als „irischeR MigrantIn“ wurde nicht von mir getroffen, sondern erfolgte aus dem persönlichen Selbstverständnis der ForschungsteilnehmerInnen. Die Interviews dauerten durchschnittlich 60 Minuten.

Neben einem Interviewleitfaden bestand mein Forschungsinstrumentarium aus einem Kurzfragebogen, Tonbandaufzeichnungen und einem Postskriptum.

Im Interviewleitfaden organisierte ich mein Hintergrundwissen thematisch. Er diene bei den Interviews als Orientierungshilfe und Gedächtnisstütze. Zwar steht der „Gesprächsfaden“ (Witzel 1982:90) der InterviewpartnerInnen im Mittelpunkt des Interesses, jedoch können durch den Leitfaden (a) bei stockenden Gesprächssequenzen inhaltliche Anregungen geholt werden, und (b) durch die innere Vergegenwärtigung des Leitfadens die Breite und Tiefe des Vorgehens kontrolliert werden (vgl. Witzel 1982:90).

Im Kurzfragebogen bat ich meine InterviewpartnerInnen direkt vor Beginn des Interviews, Fragen zu biographischen Informationen (Alter, Religionszugehörigkeit, Alter bei der Migration nach England, Beruf, Geburtsort, etc.) zu beantworten. Damit wollte ich Fragen aus dem Interview herausnehmen, durch die möglicherweise ein Frage-Antwort-Schema aufgebaut worden wäre. Des Weiteren erleichterten die Antworten teilweise den Gesprächseinstieg. Die Tonbandaufzeichnungen ermöglichten mir, mich auf das Gespräch selbst zu konzentrieren und situative und nonverbale Elemente zu beobachten. Im Postskriptum hielt ich Bemerkungen zur Interviewatmosphäre und zur Interaktion im Interview, zur personalen Beziehung zu meinen InterviewpartnerInnen, besondere Vorkommnisse und Schwierigkeiten fest. Außerdem vermerkte ich hier die Code-Nummer des Interviews, Datum, Ort, Dauer, Kontaktweg, Teilnahmemotivation und Geschlecht des/r InterviewpartnerIn.

Durch das Postskriptum, die Tonbandaufzeichnungen und die vollständige Transkription der Interviews können der Gesprächskontext und auch die Rolle, die der/die ForscherIn selbst im Interview gespielt hat, erfasst werden.

2.2. Analyse- und Auswertungsverfahren

Data analysis is the process of bringing order, structure, and meaning to the mass of collected data. It is a messy, ambiguous, time-consuming, creative, and fascinating process. It does not proceed in a linear fashion; it is not neat.

Catherine Marshall, Gretchen B. Rossman

Das Auswertungsverfahren nach Schmidt (2007) lässt sich in fünf Schritten zusammenfassen. Im ersten Schritt geht es um die materialorientierte Bildung von Auswertungskategorien. Ziel ist hierbei, für jedes Transkript die Themen und Aspekte, die sich weitläufig dem Zusammenhang der Fragestellung(en) zuordnen lassen, zu notieren. Um dem Prinzip Offenheit Rechnung zu tragen, muss hier darauf geachtet werden, nicht die Formulierungen aus den gestellten Fragen zu übernehmen, sondern inwiefern von den Gesprächspartne-

rInnen auf diese Begriffe eingegangen wird, was unter ihnen verstanden wird, welche Aspekte weggelassen und welche ergänzt wurden, und welche im Vorfeld nicht bedachten Themen im Material auftauchen. (vgl. Schmidt 2007:449)

Diese Liste von Themen und Aspekten wird dem bisher entwickelten Kategorienverständnis gegenüber gestellt. Auf dieser Grundlage werden nun Auswertungskategorien formuliert.

Im zweiten Schritt werden diese Auswertungskategorien zu einem Codierleitfaden zusammengestellt. Dabei werden zu jeder Kategorie verschiedene Ausprägungen formuliert. Mit Hilfe dieses Codierleitfadens werden im dritten Schritt die einzelnen Interviews bearbeitet, indem das Material den Auswertungskategorien zugeordnet wird. Das bedeutet, dass die Codes, die *aus* dem Material gebildet wurden, nun *auf* das Material angewendet werden. Zuerst werden hierbei Interviewpassagen Auswertungskategorien zugeordnet, dann eine bestimmte Ausprägung vergeben. (vgl. Schmidt 2007:450-3)

Im vierten Schritt wird eine quantifizierbare Materialübersicht erstellt. Diese besteht aus Häufigkeitsangaben in Tabellenform zu einzelnen Auswertungskategorien. Aus dieser Materialübersicht können nun einzelne Auswertungskategorien ausgewählt und in Form von Kreuztabellen aufeinander bezogen werden. Quantifizierbare Materialübersichten können helfen, einen ersten Überblick über die Verteilung im Material zu gewinnen. Des weiteren dienen sie der Vorbereitung der weiteren Analyse und verweisen auf mögliche Zusammenhänge und Ausnahmen. (Schmidt 2007:454-5) Um zur Überprüfbarkeit meiner Studie beizutragen, habe ich eine Gesamtübersicht zu den Ergebnissen der Codierung erstellt.

Der fünfte Schritt besteht aus vertiefenden Fallinterpretationen. Hier werden nun Hypothesen überprüft und notfalls überarbeitet, begriffliche Konzepte ausdifferenziert und die gewonnenen Daten mit theoretischen Konstrukten verbunden (vgl. Schmidt 2007:455).

Um die Zentralität der Interaktion bei meiner Methode der Datenerhebung auch bei der Datenauswertung nicht zu vernachlässigen, habe ich zusätzlich zum oben erwähnten Auswertungsverfahren methodische Kommentierungen ausgeführt. Das bedeutet, dass der Text darauf untersucht wird, wie die GesprächspartnerInnen miteinander kommuniziert haben. Hierbei wird auf Missverständnisse, Suggestivfragen, Unaufmerksamkeiten, Typisierungen, Fehlen von inhaltlich adäquaten Nachfragen etc. eingegangen. Laut Witzel „ermöglicht der kritische Nachvollzug des Gesprächs [...] ein stärkeres Eingehen auf die Aussagen der Befragten“ (ebd. 1982:111), und ist „kritischer Bestandteil der Bearbeitung des Textes vor dem Hintergrund der Erhebungssituation“ (Witzel 1982:110).

3. Migration

Gehst du, schließt hinter dir Raum sich wie mit Wasser,
Schau nicht zurück: Um dich herum bist du allein,
Raum ist nur Zeit, die sich uns anders sichtbar macht,
wir können Orte, die wir lieben, nie verlassen.

Ivan V. Lalić – *Places We Love*

Die große Elastizität des Begriffes „Migration“ (ähnlich wie „Identität“ oder „Gemeinschaft“) macht es erforderlich, klare Grenzen zu ziehen, um den Begriff nicht im Bezug auf seine Bedeutung zu „entleeren“. Um wichtigen Unterschieden die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken ist es notwendig, zwischen unterschiedlichen Arten von Migration zu unterscheiden - z.B. in Bezug auf die involvierte Distanz, die Natur der überschrittenen Grenze oder bezüglich des Grads der Freiwilligkeit der Migration.

Lee lehnt diese Art der Einschränkungen ab. Seine Definition von Migration basiert auf den drei Dimensionen Zeit, Raum und Gemeinschaft: *„Migration is defined broadly as a permanent or semi-permanent change of residence. No restriction is placed on the distance of the move or upon the voluntary or involuntary nature of the act, and no distinction is made between external and internal migration. [...] No matter how short or how long, how easy or how difficult, every act of migration involves an origin, a destination, and an intervening set of obstacles.“* (Lee 1966:49) In Bezug auf Zeit unterscheidet sich Migration von anderen Bewegungen (wie z.B. Urlaubsreisen) durch ihren permanenten bzw. semi-permanenten Charakter. Die Verbindung mit Raum meint das Überschreiten einer Grenze im räumlichen (*border*) oder im übertragenen Sinn (*boundary*). In Bezug auf Gemeinschaft hebt sie sich durch einen sozialen Wandel hervor, der eine Veränderung im Status oder in der Beziehung zu einer lokalen, regionalen, oder nationalen Gemeinschaft beinhaltet.

Für Fitzgerald und Lambkin (2008:10) ist es die Umsiedlung (*„resettlement“*), welche die Migration von anderen Arten der Bewegung unterscheidet. Einfach formuliert geht es um den Prozess des *„moving house“*, um die Bewegung von einer *„alten Welt“* in eine *„neue Welt“*. Ob dies auch ein *„moving home“* impliziert, hängt von den Einstellungen der Involvierten ab. Fitzgerald und Lambkin berufen sich in ihrer Definition auf die Definition von Jackson (1969), der die Zentralität von Veränderungen, Entfremdung und neuen Verbindungen und die Bedeutung von sozialen Beziehungen in diesen Prozessen betont: *„[I]t is migration, albeit of a limited kind, when a child moves from cradle to bed, leaves home for his first day at school or goes courting in the next village. [...] [E]very such movement implies an element of disassociation from the usual and familiar world, a transition and an involvement with a new*

environment, a new context of physical space and – most significantly – social relationships.”
(Jackson 1969:1-2)

Anlehnend an die beiden obigen Definitionen, verwendet diese Arbeit eine generelle Definition von Migration als Ausgangspunkt. Migration wird somit als Prozess gesehen, der Disassoziation, Transition und Re-Assoziation (in Bezug auf soziale Beziehungen, die vertraute Umgebung und den physischen Raum) sowie das Überschreiten einer Grenze im räumlichen und/oder übertragenen Sinn, beinhaltet. Von hier aus können weitere Einschränkungen in Bezug auf die Natur der Migration getroffen werden. In dieser Arbeit beschränke ich mich auf die internationale Migration von Irland nach England, bzw. wird auch auf interne Migrationen innerhalb Englands eingegangen werden. Obwohl interne Migration meist weniger praktische Schwierigkeiten, physische Mühen und emotionale Intensität beinhaltet, so liegt der Unterschied zwischen interner und internationaler Migration eher im Ausmaß dieser Probleme, als in der Art. Gemeinsam ist beiden der oben benannte Prozess der Entfremdung, des Übergangs und der Neu-Verbindung. Zentral ist hier, die drei Seiten des Prozesses nicht als getrennt voneinander, sondern als interaktive Aspekte anzusehen. (vgl. Fitzgerald/Lambkin 2008:34)

3.1. Irische Migrationsgeschichte nach Bristol

Die Geschichte Irlands und die Entwicklung Bristols sind eng mit dem Thema Migration verbunden. Hohe und anhaltende Emigrationsraten stellen ein bedeutendes Merkmal der Bevölkerung Irlands und Nordirlands dar. Die irische Migration nach Großbritannien ist gekennzeichnet durch eine enge ökonomische, politische und soziale Verbindung der beiden Länder und eine kontinuierliche Bewegung der Menschen in beide Richtungen.

Es ist jedoch schwer, verlässliche Zahlen über die IrInnen in Großbritannien zu geben, da nicht nur die irische Staatsbürgerschaft, sondern auch Faktoren wie Emigrationsraten, Geburtenraten und Selbst-Identifikation als Irisch die Größe beeinflussen. Gegenwärtig sind 4-5 Millionen EinwohnerInnen Großbritanniens irische EmigrantInnen der 3. Generation, was sie automatisch für eine irische Staatsbürgerschaft qualifiziert (Ardagh 1994:313). Von den IrInnen die heute in England leben, sind gemäß der letzten Volkszählung im Jahr 2001 0,94% in Irland geboren (ONS 2003:59), und 1,27% identifizieren sich mit der ethnischen Kategorie „Irish“ (ONS 2003:68). In Bristol stellen die IrInnen laut Statistik 1% der Gesamtbevölkerung dar (Bristol City Council 2009:13), im Jahr 2003 identifizierten sich 1,14% mit der ethnischen Kategorie „Irish“ (ONS 2003:78).

Schon im 11. Jahrhundert gibt es Belege über irische Niederlassungen in Bristol⁶, jedoch erlauben erst seit Ende des 14. Jahrhunderts Dokumentationen, wie beispielsweise Aufenthaltbewilligungen, Testamente und Aufzeichnungen über Steuern, ein detaillierteres Bild über die Zusammensetzung der Bevölkerung. Aus nahe liegenden Gründen kann in dieser Arbeit nur auf die Entwicklung der irischen Gemeinschaft eingegangen werden.⁷

Bristol wurde im 10. Jahrhundert am Fluss Avon, im Südwesten Englands, von den Angelsachsen gegründet. Vom 14. bis zum 18. Jahrhundert gehörte Bristol zu den reichsten Provinzstädten Englands, wobei der Reichtum der Stadt auf Handel innerhalb Englands, mit Irland, Wales und dem kontinentalen Europa basierte. Grundlage dieser Ökonomie waren anfangs vor allem der Export von Wolle und Stoffen und eine lukrative Handelsbeziehung mit Weinhändlern der Gascogne in Süd-West Frankreich. Nach Englands Niederlage im Hundertjährigen Krieg und dem daraus folgenden Verlust der Gascogne an Frankreich, reagierten Bristols Händler mit der Entwicklung von Beziehungen mit spanischen und portugiesischen Weinhändlern.⁸

Seit seiner Gründung wurde Bristol von anhaltender Migration geprägt. Mitte des 14. Jahrhunderts flüchteten zahlreiche IrInnen vor anhaltenden politischen Unruhen und wirtschaftlicher Depression nach England und Wales. *„The effects were felt in Bristol: in 1381/2 the Royal Council was petitioned to take more effective action to restore peace in Ireland in order to stem the flow of Irish refugees that was afflicting Bristol and Cornwall“* (Dresser/Fleming 2007:22).

1440 führte die wachsende Xenophobie der englischen parlamentarischen Klasse, zusammen mit dem Geldbedarf der Krone - um die militärischen Bestrebungen in Frankreich tragen zu können - zu der ersten Kopfsteuer für jedeN, der/die außerhalb des königlichen Territoriums geboren wurde. Dresser und Fleming beschreiben den Kontext, in dem diese Steuer gesehen werden muss, folgendermaßen: *„The inclusion of the Irish among those “aliens” forced to pay the 1440 subsidy must be seen in the context of widespread anti-Irish feeling in England, not least in Bristol. [...] Discrimination against the Irish was motivated by English difficulties in Ireland and by the mid-century economic depression and the protectionist reaction it prompted.“* (ebd. 2007:24)

⁶ Eines der ersten Vorkommen Bristols in dokumentierenden Aufzeichnungen steht in Zusammenhang mit dem Bischof von Worcester St. Wulfstan (1008-1095) und Bristols Handel mit Irland. (vgl. Dresser/Fleming 2007:19)

⁷ Für eine detaillierte Dokumentation der Entwicklung ethnischer Gemeinschaften in Bristol siehe Dresser/Fleming (2007).

⁸ Für nähere Informationen zur Entstehung Bristols siehe u.a. Brown/Harris (1964), Brace (1971), Dresser/Ollerenshaw (1996).

Die Stadt fungierte als Magnet für Arbeitssuchende, und Lehrstellen waren der primäre Mechanismus, durch die Menschen in die Stadt gezogen wurden. Dies änderte sich Mitte des 16. Jahrhunderts, als die Vergabe von Lehrstellen sukzessive exklusiver wurde (Dresser/Ollerenshaw 1996:5).

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war Bristol wesentlich an Englands Handel mit den Kolonien beteiligt. Grundlage von Bristols Atlantikhandel war Sklaverei, in Form von Sklavenhandel und Handel mit von SklavInnen erzeugten Produkten. Mit dem Beginn der Industriellen Revolution und dem Aufstieg des Kapitalismus - und somit der nördlichen Industriestädte - begann für die Stadt eine Phase relativer ökonomischer Stagnation. (vgl. Dresser/Fleming 2007:5) Diese ökonomischen Entwicklungen hatten wichtige soziale und politische Folgen: Eine neue Handelselite, mit stark monopolistischen Tendenzen, forderte die Solidarität der alten Gilden und Handelsgemeinschaften heraus. Religiöse Meinungsverschiedenheiten und Nonkonformismus - möglicherweise zum Teil eine Reaktion gegen die anglikanische wirtschaftspolitische Elite - vertieften die Bruchlinien in der Gesellschaft (Dresser/Ollerenshaw 1996:17).⁹

Die erste große irische Migrationswelle war ein Resultat der Hungersnot („*The Great Famine*“) in den 1840ern. Als Folge einer Kartoffelfäule und darauf folgender Hungersnöte und Seuchen wurde die irische Bevölkerung von ca. 8 000 000 Menschen auf 6 000 000 reduziert. Zwischen 1841 und 1851 starben etwa eine Million Menschen, eine weitere Million wanderte vor allem nach Amerika, aber auch nach Großbritannien aus. (vgl. Shearman 1948:91) Mitte des 19. Jahrhunderts zählte die irische Gemeinschaft in Bristol um die 4000 Mitglieder und stellte so die Größte im Südwesten Englands dar (Dresser/Ollerenshaw 1996:81).

Die Ankunft katholischer irischer MigrantInnen nach der Hungersnot fiel mit einer erhöhten Angst vor dem päpstlichen Einfluss und Bedenken bezüglich der öffentlichen Gesundheit zusammen. Seit Ende des 18. Jahrhunderts bis Mitte des 19. Jahrhunderts war England stark von Lokalismus geprägt, wenn auch der Einfluss zentralisierender Tendenzen einer wachsenden kapitalistischen Ökonomie stärker wurde. Bevölkerungszuwachs, ökonomisches Wachstum und der Aufstieg professioneller Mittelklassen führten zu verstärkter Migration und veränderten das Stadtbild Bristols zusehends. Während Handels-

⁹ Diese Bruchlinien verliefen auf verschiedenen Ebenen. Zentral war jedoch unter anderem der Faktor Religion. So war es Katholiken ab 1688 in England und Wales nicht erlaubt, Land zu besitzen, eine Messe abzuhalten, ihre Religion zu lehren, oder am politischen Leben Teil zu haben. Im 18. Jahrhundert erinnern die Feiern anlässlich der Guy Fawkes Nacht in Bristol und anderswo an die weit verbreitete Angst, die Katholiken und andere Unterstützer des katholischen König James und der Stuart Linie könnten an die Macht kommen. (vgl. Dresser/Fleming 2007:50)

beschränkungen für Fremde langsam aufgeweicht wurden, hielt zivile Diskriminierung an. Wohlstand und Religion stellten hierbei – mehr als Ethnizität – wesentliche Faktoren für die Akzeptanz von Fremden unter Bristols BürgerInnen dar: *[C]lass and religion appear to have been major factors in determining the pace of assimilation. The evidence indicates most “respectable” Bristolians (that is, the skilled working and middle classes) still felt religion to be the only glue that could successfully bind together a city (and nation) otherwise divided by social class. (Dresser/Fleming 2007:103).*

1850 wurde die katholische Clifton Diocese gegründet, welche einen institutionellen Rahmen zur Hilfe sozial schwacher IrInnen darstellte. Mit der Unterstützung von Kirche und aristokratischen Iren wurden in weiterer Folge auch irische Schulen gebaut. Dresser und Fleming (2007:123) weisen darauf hin, dass die Aktivitäten der Diözese unter anderem als Anstrengung gesehen werden können, die religiöse Loyalität der IrInnen angesichts des irischen Nationalismus, Sekularismus und der protestantischen Bemühungen zur Bekehrung zu erhalten.

Obwohl neben den WalisInnen die IrInnen in Bristol die größte und alteingesessenste Gemeinschaft in Bristol sind, gibt es über deren Entwicklung während des Ersten Weltkrieges und in der Zwischenkriegszeit nur sehr wenige Informationen.

Seit dem Ende der 1920er haben verschiedene Faktoren Natur und Muster der Emigration verändert: die Reduktion des amerikanischen Arbeitsmarktes durch die Weltwirtschaftskrise führte zu strengeren Einwanderungsbestimmungen in den USA. Während im Zeitraum 1876-1925 zehnmal mehr irische EmigrantInnen in die USA als nach Großbritannien auswanderten, kehrte sich das Verhältnis nach 1929 dauerhaft um (vgl. Ardagh 1994:308).

Diese zweite große Welle irischer Immigration nach Großbritannien begann in den 1920ern und erreichte ihren Höhepunkt in den 1950ern. Die Emigration war geprägt von wirtschaftlicher Stagnation in Irland und einem Bedarf an Arbeitskräften während des Zweiten Weltkriegs, bzw. in der Zeit des Wirtschaftsaufschwungs der Nachkriegszeit in Großbritannien. Irische Arbeitskräfte wurden von britischen Regierungsstellen und privaten Arbeitgebern aktiv rekrutiert (Hutton 1993:119). Obwohl Emigration der 1950er Jahre in der Literatur immer noch oft als männlich dominiert porträtiert wird, war die Gender-Balance auffallend ausgeglichen. Eine Erklärung der Beweggründe mit einem Fokus auf soziale Faktoren wäre jedoch unzureichend und würde die große Anzahl an statushohen Arbeitsmöglichkeiten (Krankenschwester, Lehrerin, etc.) für irische Frauen in GB ignorieren. (vgl. (Fitzgerald/Lambkin 2008:244-5)

„ I do know what with the windows where it said “No Irish”. But I - with me - they came to the school and were looking at – recruiting, start people - Irish girls – that was in England - to do the training. So I signed up on that. So I came over and I went into a nurse’s home. So it’s a different experience all together.“ (I4, Z49-52)

Zu dieser Zeit waren auch durch den Zweiten Weltkrieg und die Institution des Wohlfahrtsstaates die alten, extremen Klassenunterschiede innerhalb der Nation und in Bristol aufgelöst worden. Außerdem wurde die Aufmerksamkeit von Politikern, der Öffentlichkeit und der Presse – durch die Ankunft von MigrantInnen der neuen Commonwealth Staaten in Englands Städten – weg von den zahlenmäßig viel größeren Bewegungen „weißer“ MigrantInnen und der Emigration aus GB gelenkt (Dresser/Fleming 2007:140).

Seit den 1960ern kam es zu zyklischen Veränderungen in der Migration. Die Auswirkungen der Wachstumspolitik von Seán Lemass, Rezession in Großbritannien und der EWG-Beitritt Irlands 1973 führten dazu, dass in den 1970ern jährlich um die 12,000 MigrantInnen nach Irland zurückkehrten.

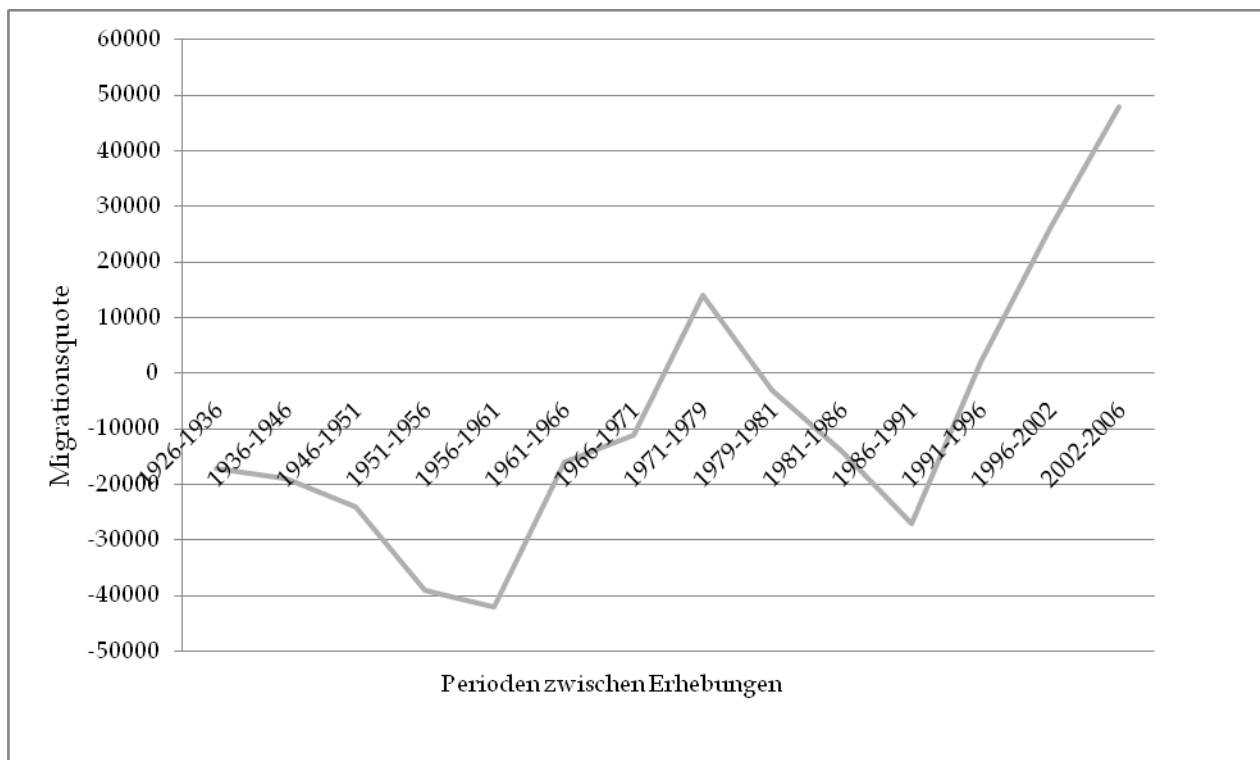


Tabelle A: Durchschnittliche Migrationsquote Irland 1926-2006. Quelle: Central Statistics Office Ireland (2007:11)

In den 1980ern erholte sich die britische Wirtschaft, wohingegen sich die wirtschaftliche Entwicklung Irlands verschlechterte. Von 1983-88 verließen um die 130 000 Menschen Irland. Die Steigerung des Wohlstands, niedrigere Reisekosten durch Billigfluglinien und die Nähe Großbritanniens im Vergleich zu Amerika führten jedoch dazu, dass Migration

experimenteller und zirkulärer werden konnte. Emigration wurde somit weniger zwanghaft, als es noch vierzig Jahre zuvor der Fall gewesen war. (vgl. Ardagh 1994:308-10) Dieser Trend hält bis heute an.

Beginnend in den 1960ern entstand außerdem eine neue Klasse von EmigrantInnen, die durch eine bessere Ausbildung gekennzeichnet ist. Zwar sind Arbeitslosigkeit und Armut immer noch zentrale Themen in Irland, jedoch stieg der Anreiz – und die Möglichkeit – zu bleiben, durch die Verbesserung der Sozialleistungen in Irland und die Kürzung derselben in Großbritannien unter Margaret Thatcher. Die 1980er zeichneten sich unter anderem durch eine wachsende Präsenz gut ausgebildeter MigrantInnen in geschäftsführenden und verwaltenden Feldern aus, *„thus illustrating that the migration experience is strongly influenced by the class structure of the indigenous society.“* (Hazelkorn 1992:180)

C., die selbst 1966 als Krankenschwester nach England kam, sieht diese Veränderungen bezüglich der Anzahl der MigrantInnen in Zusammenhang mit Ausbildung und der verbesserten Bedingungen in Irland:

„[A] lot of the Irish come over and did nursing and now a lot of Irish are coming over but they'd not do that types of job - they're going into banking, they're going into law, they're doing a lot of other different jobs. [...] [S]till there are Irish one [working in hospitals], but you know what I mean? But it was not as it was back in -[...] I came in 1966, so obviously it wasn't ... you know the Irish is not moving now like they used to.“ (I4, Z81-87)

Veränderungen in der globalen und der irischen Wirtschaft in den 1980ern und 1990ern haben die Klassenunterschiede in den irischen Migrationsmustern vergrößert und diversifiziert. *„[T]he view of Irish migrants as only those who do poorly in low-skilled, low-pay, non-promotional employment is too stereotyped and ignores fundamental class divisions among Irish migrants.“* (Hazelkorn 1992:188) Es gibt keine homogene Gruppe von Menschen, die als ArbeitsmigrantInnen identifiziert werden können. Ebenso wenig kann die Motivation zu emigrieren auf Beschäftigungsmöglichkeiten im Ausland reduziert werden. Auf diesen Punkt wird im folgenden Kapitel eingegangen werden.

3.2. Migrationsforschung

Die Theorien zu internationaler Migration sind sehr zahlreich, und es gibt keine kohärente Sichtweise bezüglich der Ursachen von Wanderungen. Trotz der vielfältigen lokalen Ursachen und Auswirkungen von Migration lag der Fokus in der Wissenschaft lange vor allem auf der ökonomischen Komponente. Wie Strasser (2001:29-30) betont, führte jedoch die zunehmende Bedeutung von Mobilität in der Forschung zu vielfältigeren Ansätzen und

dem Einbeziehen der Herkunftskontexte und Lebensbedingungen von MigrantInnen in Untersuchungen. In diesem Kapitel soll ein breiter Überblick über verschiedene Deutungsmöglichkeiten gegeben, und die Möglichkeit geboten werden, aus einem Set von Lehrmeinungen, die größtenteils isoliert voneinander entwickelt wurden, auszuwählen.

Die neoklassischen Migrationstheorien gelten als die ältesten – und mittlerweile überholten¹⁰ – Konzepte zur Erklärung von Migration. Der Fokus liegt hier auf den Unterschieden in Einkommen und Beschäftigungsbedingungen zwischen den einzelnen Ländern, und auf den Kosten, die durch die Migration entstehen können. Auf der Makroebene betrachten sie Migration als Ergebnis einer Ungleichzeitigkeit von Angebot und Nachfrage in Bezug auf Arbeitskräfte. Migration soll hier zur Herstellung eines Gleichgewichts beitragen. Auf der Mikroebene steht das an Gewinnmaximierung orientierte Individuum im Mittelpunkt – die Migration wird als individuelle Entscheidung zur Einkommensmaximierung angesehen. (vgl. Parnreiter 2000:27)

Bei der Migrationstheorie der neueren Volkswirtschaft wird Migration als Haushaltsentscheidung zur Minimierung diverser Risiken gesehen. Grundannahme ist hier, dass Arbeitsmigration nicht als Antwort auf Lohnunterschiede zwischen zwei Sektoren oder Ländern gesehen werden kann, sondern, dass Faktoren wie Unsicherheit, relative Armut oder Einkommenspooling in der Analyse berücksichtigt werden müssen. Dies ist vor allem auf schwächer entwickelte Länder übertragbar, in denen die Möglichkeiten für z.B. eine erschwingliche Fremdfinanzierung von Unternehmensgründungen oder Anschaffungen weitgehend fehlen. Ebenso sind Regierungsprogramme und Versicherungen als Auffangnetz bei Kapitalentgängen (z.B. Ernteaussfälle) hier kaum vorhanden. (vgl. Massey 1997:260)

Die Theorie des dualen Arbeitsmarktes unterscheidet sich von den beiden bisher genannten Modellen, indem der Fokus nicht auf rationalen Entscheidungen und der Mikro-Ebene liegt. Die Theorie besagt, dass internationale Migration die, den modernen, industriellen Gesellschaften immanenten, Arbeitsnachfragen als Auslöser hat. Sie basiert auf der Annahme, dass Arbeitsmärkte in industriellen Gesellschaften in Zentren und Peripherien, bzw. gute und schlechte (hohe Instabilität, niedrige Löhne, geringes Sozialprestige, etc.) Arbeitsplätze segmentiert sind, und dass nicht der Lohn, sondern sozialer Status die pri-

¹⁰ Einzelne Kritikpunkte sind beispielsweise der ahistorische Ansatz der Theorie, der den historischen Kontext ausklammert. Ohne diesen können aber migrationsbedingte Konstellationen nicht verstanden werden und Faktoren, wie Armut oder Arbeitslosigkeit, bleiben beziehungslose Elemente. Weiters fehlt es neoklassischen und Push- und Pull-Modellen an zusätzlichen Erklärungsvariablen, die über eine lineare Kausalität zwischen den schiebenden und ziehenden Kräften der Wanderung hinausgehen. (vgl. Parnreiter 2000:45-8)

märe Motivation zu arbeiten konstituieren. Von einem Arbeitskräftebedarf im sekundären Arbeitssegment ausgehend, wird hier die Anwerbung von ImmigrantInnen als zentral betrachtet. Immigration wird hier somit als natürliche Konsequenz der ökonomischen Globalisierung gesehen, was sich vor allem in der Rekrutierung von Billiglohnarbeitskräften zur Aufrechterhaltung struktureller Einkommenshierarchien manifestiert. ImmigrantInnen akzeptieren Arbeiten im sekundären Sektor, da nicht das Residenz-, sondern das Herkunftsland Mittelpunkt ihrer Sozialstruktur ist. Durch die Konzeption der Wanderung als vorübergehend wird ein instrumentelles Verhältnis zur Lohnarbeit entwickelt und „Arbeit“ von „Identität“ getrennt. Dies erlaubt „InländerInnen“ eine soziale Aufwärtsmobilität. In dem Maße, in dem die Anforderungen an den Arbeitsplatz steigen und die Referenzgruppe vermehrt am Ort der Arbeit angesiedelt ist, wird dieses System zunehmend brüchig. (vgl. Parnreiter 2000:28-30)

Die Weltsystemtheorie sieht den Ursprung internationaler Migration in der Struktur des Weltmarktes, der sich im 16. Jahrhundert entwickelte und dessen Ausdehnung bis heute andauert. In diesem Kontext erzeugt das Eindringen kapitalistischer Wirtschaftsverhältnisse in nicht-kapitalistische (i.e. „periphere“) Gesellschaften eine mobile Bevölkerung. Die zunehmende Mobilität des Kapitals, neue Medien, verbilligte Transportmittel, etc. erleichtern und begünstigen das Entstehen von Wanderungen. (vgl. Parnreiter 2000:32-4; Massey 1997:262-3)

Der Schwerpunkt der Ansätze, die sich auf Migrationsnetzwerke und -systeme konzentrieren, liegt darauf, das Andauern und die Selbstreproduktion von Migrationen zu erklären. Bestimmte Elemente (z.B. sinkende Migrationskosten, abnehmende Risiken, steigende Informationen über das Zielgebiet) üben ab einem gewissen Punkt einen eigenen Stimulus aus, der die Migration in Gang hält. Es wird des weiteren argumentiert, dass Migration nicht nur ein ökonomischer, sondern ein im Kern sozialer Prozess ist. Dieser Prozess ist eng mit dem Entstehen von sozialen Netzwerken verbunden, indem das Eingebunden-Sein in ein Migrationsnetz die Kosten der Migration reduziert und somit Wanderung stimuliert. (vgl. Parnreiter 2000:36-7)

Aufbauend auf den Studien über Migrationsnetzwerke, und diese weiterentwickelnd, bildete sich das Forschungsthema über transnationale Räume und Identitäten heraus. Migration wird hier sowohl als Folge von Globalisierung, als auch als Triebfeder derselben gesehen, indem sie traditionelle Raumvorstellungen, Identitäten und Staatsbürgerschaftskonzepte in Frage stellt. Migration muss nicht mehr den Bruch mit der Heimat bedeuten, sondern kann mit der Entwicklung hybrider Identitäten in Zusammenhang stehen. Der transnationale Raum selbst formiert sich im Gesamtzusammenhang der Globalisierung, i.e. hängt zusammen mit der erhöhten Mobilität von Gütern, Informationen, Dienstleis-

tungen und Kapital. Charakteristika von TransmigrantInnen sind, dass sich eindeutige politische und nationalstaatliche Zuschreibungen (z.B. „MexikanerIn“), räumliche („LandbewohnerIn“) oder klassenspezifische Zuordnungen (z.B. „ArbeiterIn“) tendenziell auflösen. Mehrfache, zirkuläre und mehrdirektionale Migrationen ersetzen zunehmend die klassische Migration. Die soziale, und oft auch die ökonomische Reproduktion der MigrantInnen erfolgt in multiethnischen Beziehungen und in transnationalen Netzwerken mit identitätsstiftender Funktion. (vgl. Parnreiter 2000:38-40)

Zentral sind diese Aspekte auch bei Migrationsforschungen aus anthropologischer Perspektive¹¹. Die lokalen Kontexte der Herkunfts- und Residenzgesellschaften werden miteinbezogen, und Generationen, Gender, Organisationen, Religionen etc. werden im Bezug auf ihre Identitäten und Interessen untersucht. Sabine Strasser (2001:47f) setzt sich des Weiteren für eine anthropologische Migrationsforschung ein, die nicht nur den Alltag betrachtet und Achsen der Macht über Grenzen hinweg untersucht, sondern auch neue Dynamiken und Effekte der globalen Ökonomie miteinbezieht. Größere Aufmerksamkeit sollte des Weiteren den Zusammenhängen zwischen alltäglichen Praktiken, ökonomischer Macht und Strategien der Zugehörigkeit geschenkt werden. Mithilfe dieser Ansätze soll auch ein kritischer Pluralismus mitreflektiert werden. Das bedeutet, dass ein erweiterter Blick auf Staatsbürgerschaft, Rassismen, rechtsextreme Politik und Anti-Diskriminierung ermöglicht werden soll. Durch das Miteinbeziehen geopolitischer Identitäten und Strategien der Erschaffung eines *imagined home*, erfahren auch die Herkunftskontexte und die Bewegungen der MigrantInnen in unterschiedlichen sozialen Räumen eine vermehrte Aufmerksamkeit.

¹¹ Die ersten anthropologischen Arbeiten zu Migration wurden unter dem Einfluss der Chicagoer Soziologen in den 30er Jahren von Robert Redford durchgeführt. Er untersuchte Phänomene der Land-Stadt Migration in den USA, wobei hier ländlich mit traditionell und städtisch mit modern gleichgesetzt wurde. MigrantInnen trugen hier durch ihre Bewegungen zur Urbanisierung/Modernisierung und zur Auflösung von Traditionen bei. Einen zentralen Beitrag zur Überwindung dieser Modernisierungsdebatte leisteten britische SozialanthropologInnen der Manchester School mit ihren Analysen sozialer Netzwerke in neuen Siedlungsmustern. Neben einer Beschäftigung mit der marxistischen Weltsystemdebatte wurde in den 60er und 70er Jahren Ethnizität ein zentrales Thema in der anthropologischen Migrationsforschung. Diese Beschäftigung mit Ethnizität und Differenz und die kritische Diskussion einer Ethnisierung durch die Wissenschaft wurden in den 90er Jahren zunehmend durch die Auseinandersetzung mit transnationalen Räumen, Ökonomien und Organisationen und translokalen Beziehungen ergänzt. Diese kultur- und sozialanthropologischen Beiträge schaffen zunehmend Brücken zwischen anthropologischen und soziologischen/ politikwissenschaftlichen Forschungen zu den Kontexten im Herkunftsland und den Situationen im Residenzland. (vgl. Strasser 2001:30)

Die in diesem Kapitel vorgestellten Theorien konzeptualisieren die Kausalprozesse auf sehr unterschiedlichen Analyseebenen – auf der Ebene des Individuums, des Haushalts, der Nation, oder international. Trotzdem kann nicht *a priori* angenommen werden, dass sie nicht kompatibel wären. Vielmehr verlangt ja der Wunsch, gegenwärtige Migrationsprozesse in ihrem ganzen Umfang zu verstehen, nach einem mehrdimensionalen, interdisziplinären Zugang. So ist es zum Beispiel nicht unvorstellbar, dass Individuen ihr Einkommen maximieren, während Familien Risiken minimieren, und dass der Kontext, in dem diese Entscheidungen getroffen werden, von strukturellen Kräften auf nationaler und internationaler Ebene geformt wird. (vgl. Massey 1997:258)

Ebenso kann die Migration meiner InterviewpartnerInnen nicht allein durch ökonomische Faktoren erklärt werden. Während die Hauptursache der irischen Emigration ökonomischer Natur ist, kann die Entscheidung zu emigrieren in den meisten Fällen nicht auf ein einzelnes Motiv, sondern vielmehr auf ein Zusammenspiel mehrerer Beweggründe, zurückgeführt werden. Neben ökonomischen Gründen spielen sowohl soziale und politische, als auch kulturelle und psychologische Faktoren eine Rolle.

Wie bei J. stellten bessere Arbeits- und Aufstiegsmöglichkeiten den Hauptgrund meiner InterviewpartnerInnen dar zu emigrieren:

„I mean the people who are educated would never stay at home! I mean that’s what I mean: I was here and I wasn’t going to get very far in Ireland. I mean OK, you get a job on a farm or somewhere, but basically ... [...] So as I say the only way ... and again it was ... I was reluctant! I didn’t really want to come! But I knew well if I was going to survive and make a living it was the only real choice I had.“ (I5, Z316-321)

Jedoch stand für die meisten die Wahl des Ziels stark in Verbindung mit sozialen Netzwerken wie Familie und Bekannten:

„So, you know, that was the reason we came, because of the jobs - there were no jobs in Ireland. So we had to come. So when I came, then I came to London and my uncle was here already.“ (I5, Z13-15)

Wie im Ansatz der Migrationssysteme und -netzwerke ist auch hier Migration eng mit dem Entstehen sozialer Netzwerke verbunden, indem das Eingebunden-Sein in ein Netzwerk die Kosten reduziert und Wanderung stimuliert.

Dieses Arbeiten mit familiären Netzwerken, sozialen Verbindungen oder Solidaritäten involvierte oft Vereinbarungen mit Menschen, die sich bereits am Destinationsort befanden. Diese Übereinkünfte beinhalteten zum Beispiel Hilfe bei der Arbeits- und Woh-

nungssuche, die – vor allem in den 1970ern – durch strukturelle Diskriminierung irischer MigrantInnen gekennzeichnet war.

„And the man that was in charge of the job came from the same town as me in Ireland. So I knew all his brothers and sisters. We were working with – I was working in an Irish community.“ (I6, Z16-18)

„When I came over here first I came to London, lived with my uncle and aunt for a while until we found a place.“ (I1 Z25-26)

„London was very exciting, it was lovely – I loved it. And the reason I left London was because I couldn't find accommodation. And at that time I had three brothers living in Bristol and one of my brothers owned a house [...] And he said he would give me a room and a bathroom and a toilet and a kitchen – you know that I can live in a flat.“ (I4 Z:540-543)

Diese Verbindungen erleichtern jedoch nicht nur den Start im neuen Residenzland – indem sie zu einem gewissen Maße vor Desorientierung schützen und ein Sicherheitsnetz bieten –, sondern sie können auch die gefühlte Nähe zum Ziel der Migration vergrößern.

„I only went work-wise, cause we lived on a farm and you know, there's thirteen of us – eleven of us alive, so each of them turned – went to England. None of us went to America. Us brothers and sisters, cousins, our aunts and uncles – so gradually we came to England because Dublin would have been the nearest place to go to work, but we didn't have cars, we lived out in the country so it was probably easier to go to London than it was – Dublin seemed so far away!“ (I4, Z139-143)

Diese gefühlte Nähe steht auch mit dem Umgang mit Migration im persönlichen Umfeld in Zusammenhang. Tradition und Beispiele stellen weitere machtvolle Einfüsse dar. Die Emigration von Familien oder mehreren Familienmitgliedern stellte für meine InterviewpartnerInnen einen Teil des etablierten – und akzeptierten – Verhaltensmusters dar. Für viele bedeutete die Emigration eine wahrscheinliche – wenn nicht vorraussagbare – Zukunft, die für manche durch ein soziales Netz am Zielort sicherer gemacht wurde.

„C: Well in my family there was – everybody was geared up to where my mother was – cause she was in America for many years and her mother was in America for many years – so of course the plan was for me: I should go to America.“ (I4, Z109-111)

„I always knew I would be going abroad, to America or to England. However it was – going right back into it, I always knew it.“ (I4, Z136-137)

Neben Tradition gab es zur Zeit der Emigration meiner InterviewpartnerInnen außerdem ein weit verbreitetes Bewusstsein über die Möglichkeiten im Ausland und die Realis-

ierung gravierender Unterschiede zwischen den Lebensumständen zu Hause und in anderen Ländern. Dies wird unterstützt durch die Heimatbesuche, die Geldsendungen, und die Erzählungen von EmigrantInnen, die nur selten auf die negativen Seiten verweisen. Zwar wird so kein realitätstreues Bild gezeichnet, diese Erzählungen und Darstellungen können jedoch Menschen bestärken und Hoffnung geben, die für sich keinen anderen Ausweg als die Emigration sehen.

„Oh well my expectations ... I mean, I honestly heard and believed, most of the people that came home they all seemed to be OK. You know what I mean? They were able to afford to go back and they all seemed to have, you know - I don't know whether they did it to show off or what - but like when they came home - and bear in mind I came from a small village [...] - and I mean they all seemed to be able to enjoy themselves. And I honestly felt, I really felt that I'd be able to make [it].“ (I5, Z325-330)

„The Pavements are paved with Gold. That's what we, kind of - this is such a, you know it's a better life.“ (I1, Z37-38)

Die meisten meiner InterviewpartnerInnen migrierten im Laufe ihres Lebens ein weiteres Mal innerhalb Englands. Die vorherrschenden Gründe hierfür waren soziale Komponenten, wie der Versuch, näher bei seiner Familie zu sein bzw. die Heirat mit jemandem aus einer anderen Stadt.

„[A]nd while I was in Brazil my daughter came and lived in - to Bristol to be near her brother. [...] And then ehm I came back and I thought well I might as well come back to Bristol, they're both down here and eh that's how I came to be in Bristol.“ (I1, Z380-384)

Weitere Gründe für interne Migration beinhalten waren jedoch auch – wie oben bereits erwähnt – Diskriminierung und strukturelle Benachteiligung bei der Wohnungssuche.

4. Individuelle Identitätskonzepte – Identität durch Abgrenzung?

In Wirklichkeit ist kein Ich, auch nicht das naivste, eine Einheit, sondern eine höchst vielfältige Welt, ein kleiner Sternenhimmel, ein Chaos von Formen, von Stufen und Zuständen, von Erbschaften und Möglichkeiten.

Hermann Hesse – *Der Steppenwolf*

„Is the desire for an I always already at the place of another and dependent on it?“ Die Frage, auf die Frieze (2002:18) in ihrem Aufsatz „*Identity: Desire, Name and Difference*“ eingeht, soll den Ausgangspunkt für das folgende Kapitel darstellen. Sind Fragen nach Identität, nach einem Selbst, immer auch Fragen der Differenz, über das Andere? Kann die Beantwortung der Frage „Wer bin ich?“ ohne die Abgrenzung von etwas Anderem erfolgen?

Gingrich (2004:4) definiert in seinem Aufsatz zwei Tendenzen, die interdisziplinäre und anthropologische Debatten über Identität immer noch dominieren, und in ihrem positiven Potential einschränken: Die erste Tendenz beinhaltet eine Logik, in der Differenz überbewertet und essentialisiert wird. Die zweite Tendenz ist geneigt, jede Referenz zu Differenz/*alterity*¹²/*otherness* zu kritisieren. Durch dieses dichotome Arrangement erhalten und fördern sich beide Tendenzen wechselseitig und es wird übersehen, dass *othering* und Zugehörigkeit beiderseits konstitutive Komponenten von Identität sind.

Es ist nicht leicht, eine exakte Bedeutung des Begriffs „Identität“ zu fassen. Er ist breit gefächert und drückt vieles aus. Während das Konzept „Identität“ in den letzten Jahren die Basis umfangreicher Diskussion war, so war es gleichzeitig einer eingehenden Kritik unterworfen. Kritisiert wird unter anderem der inflationäre Gebrauch des Wortes und die Verwendung des Konzepts als wissenschaftliches *umbrella term*. Des Weiteren wurde die Vorstellung von einer ursprünglichen, vollständigen Identität zunehmend dekonstruiert. Im Laufe dieses Kapitels wird auf mehrere interdisziplinäre und anthropologische Identitätskonzepte eingegangen werden, die durch kritische Reflexion einen Beitrag zu einer persönlichen Arbeitsdefinition leisten sollen.

¹² *Alterity* bedeutet auf Deutsch ungefähr Andersartigkeit. In Ermangelung einer treffenden Übersetzung wird hier jedoch der englische Begriff beibehalten.

4.1. Interdisziplinäre Ansätze

Die Auseinandersetzung mit Fragen der personalen Identität und *selfhood* in den Sozialwissenschaften hat seinen Ursprung am Beginn des 20. Jahrhunderts, mit den Arbeiten von unter anderem Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud als Grundlage.

Eine der zentralen Einsichten der Psychoanalyse ist, dass es keine absolute und fixe Grenze zwischen dem Selbst und dem Anderen geben kann. Das Selbst wird hier als Produkt dynamischer, unbewusster Prozesse gesehen, das nicht autonom vom Anderen existieren kann. Sigmund Freud spricht in diesem Zusammenhang vom „inneren Fremden“ oder dem „inneren Ausland“, der/das eine abzuwehrende Angst vor Veränderungen in der eigenen Geschichte erzeugt (Racek 2003:52). Hierbei ist das Verhältnis zum Fremden außerhalb von uns abhängig von dem, was uns an uns selbst fremd ist. Was gesellschaftlich tabuisiert wird oder das eigene Selbstbild zu sehr bedroht, kann abgespalten oder verdrängt werden. Dies dem Bewusstsein Entzogene kann wiederkehren, indem es auf Fremde projiziert wird, indem es anderen untergeschoben wird. So kann zum Beispiel die verdrängte eigene Aggressivität im Bild des/der bedrohlichen Fremden wiederkehren, wo geltende Regeln nur widerwillig akzeptiert werden, kann der/die Fremde als RechtsbrecherIn erscheinen, wo das sexuelle Begehren nicht gelebt werden kann, erfährt man ihre „Triebhaftigkeit“ als bedrohlich (Vinnai 1991). Auffallend ist hierbei, dass es sehr viel mehr bedrohliche Bilder und Vorstellungen über den fremden Mann, als über die fremde Frau zu geben scheint. Worauf dies zurückzuführen ist, muss an dieser Stelle jedoch eine offene Frage bleiben.

George Herbert Mead und die Chicagoer Schule des symbolischen Interaktionismus konzeptualisierten Variationen der Selbst-Formation in unterschiedlichen sozialen Kontexten und der Identitätsformung durch soziale Interaktion. Für Mead erwächst Identität innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses, als Ergebnis der Beziehungen des Individuums zu diesem Prozess und zu anderen Individuen (vgl. Mead 1995:177). Verbunden mit den Arbeiten Georg Simmels sieht Wagner (2002:33) hier den Ausgangspunkt, von dem aus sich eine Soziologie und Sozialpsychologie der Identität entwickelte.

Der Begriff „Identität“ wurde in weiterer Folge vor allem durch Erik H. Erikson in den allgemeinen sozialwissenschaftlichen Sprachgebrauch eingeführt (vgl. Byron 1996:292). Der deutsch-amerikanische Psychoanalytiker arbeitet mit dem Begriff der persönlichen Identität. Diese ist stark von Selbst- und Fremdwahrnehmung geprägt: „Das bewusste Gefühl, eine persönliche Identität zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und

der damit verbundenen Wahrnehmung, daß [sic] auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen.“ (Erikson 1998:18) Für die Identitätsentwicklung, die laut Erikson in der Kindheit beginnt, spielen mehrere Faktoren eine zentrale Rolle: die Kindheitsgeschichte in Zusammenhang mit der Sozialgeschichte des Familienwohnsitzes, die religiösen Bindungen der Familie, Konversionen und Diversionen mit ihrer Klassenbedeutung, geschichtliche Hintergründe, Wanderungsbewegungen der Familie, gesellschaftliche Rahmenbedingungen und jene individuellen und familiären Bereiche, die „unabhängig davon, was man tat und wo man es tat, das letzte starke Gefühl kultureller Identität erzeugen“ (Erikson 1998:31). Erikson verfolgt einen essentialistischen Zugang. Identität ist jeder Person inhärent und lässt sich inhaltlich, z.B. über eine gemeinsame Kultur, geteilte Erfahrungen oder eine gemeinsam erlebte Vergangenheit, festmachen.

Der deutsche Soziologe und Pädagoge Lothar Krappmann betont die Wandelbarkeit von Identitäten. Er geht davon aus, dass wir unsere Identität durch Sprache und Kommunikation mit anderen ständig neu konstruieren¹³: „Identität zu gewinnen und zu präsentieren ist ein in jeder Situation angesichts neuer Erwartungen und im Hinblick auf die jeweils unterschiedliche Identität von Handlungs- und Gesprächspartnern zu leistender kreativer Akt.“ (Krappmann 1988:11)

Identität ist hier kontextgebunden, situationsabhängig, variabel und das Ergebnis vieler miteinander verknüpfter Interaktionsprozesse. Der Mensch verarbeitet kontinuierlich die Erfahrungen, die er/sie in der Interaktion mit GesprächspartnerInnen gemacht hat, zu einer individuellen Lebensgeschichte. Diese Identitätsbildung ermöglicht es ihm/ihr, sich in seinen/ihren Handlungen zu orientieren. Zentral bei Krappmann ist des Weiteren, dass diese Identitätskonstruktionen von sozialen Normen, Machtverhältnissen, und gesellschaftlichen Erwartungen geprägt sind. (vgl. Krappmann 1988)

4.2. Kultur- und sozialanthropologische Identitätskonzepte

Im Hinblick auf die Entwicklung eines anthropologischen Identitätsverständnisses weist Gingrich (2004:14) auf drei aufeinander folgende Phasen hin, welche den aktuellen minimalen Konsensus der Anthropologie in Bezug auf Identität/*alterity* prägten und beeinflussten.

¹³ Vergleiche hierzu Stella Ting-Toomeys (2005) Konzept von „face“. „Face“ stellt demnach die Schnittstelle zwischen Selbstbildern und gesellschaftlichen Zuschreibungen dar; „facework“ beinhaltet die individuellen und kollektiven kommunikativen Fähigkeiten und Interaktionsstrategien für das Management der eigenen Identität und die Anerkennung der Identität des Gegenübers.

Die erste Phase wurde geprägt von den Beiträgen der AutorInnen, die Mitte des 20. Jahrhunderts der „*Culture und Personality*“ Richtung nahe standen. Studien wie Ruth Benedicts „*The Chrysanthemum and the Sword*“ (1946) und ähnliche Nationalcharakterstudien, verfolgten einen expliziten Fokus auf stabile, kohärente und nahezu homogene kollektive Identitäten. Obwohl das Erbe dieser Tradition sehr kritisch gesehen werden muss, stellen die Arbeiten für Gingrich (2004:14) einen Beitrag in der Emanzipation der Debatten über Identität vom Bereich der Individualpsychologie dar. Sie ermöglichten eine neue Offenheit, in der Fragen der Identität/*alterity* in einen soziokulturellen Kontext gestellt werden konnten.

Die zweite Phase begann mit der neomarxistischen Wende nach 1968 und Maurice Godeliers Kritik an der deutschen philosophischen Tradition und deren fehlende Differenzierung von „Identität“ und „Einheit“. Die neostrukturalistische Anthropologie half hier diese konzeptuelle Verwechslung in den Humanwissenschaften zu ordnen. Demnach steht eine Einheit in der Interaktion nicht zwingenderweise in Zusammenhang mit einer gemeinsamen Identität. Identität wurde de-subjektiviert und die Grenzen des Konzepts wurden verdeutlicht. (vgl. Gingrich 2004:14-5)

Der dritte und jüngste Beitrag der Anthropologie hat seinen Ursprung in Johannes Fabians „*Time and the Other; How Anthropology makes its Object*“ (1983), in dem er die kritischen Erkenntnisse aus Edward Saids Werk „*Orientalism*“ (1978) für die Anthropologie elaborierte. Diese Phase war geprägt von einer internen anthropologischen Selbst-Reflexion und ermöglichte es, die Modalitäten des *othering* empirisch zu spezifizieren. (vgl. Gingrich 2004:14-5)

Die derzeit aktuellste Diskussion rund um den Identitätsbegriff in der Kultur- und Sozialanthropologie hat ihren Ursprung vor allem in zwei Forschungstraditionen: den *Cultural Studies* und den feministischen Wissenschaften.

Der britische Soziologe Stuart Hall gilt als einer der Begründer der *Cultural Studies*. Hall argumentiert, dass Identitäten vor allem innerhalb des Spiels bestimmter Machtformen hervortreten, was seiner Meinung nach vielmehr ein Effekt der Kennzeichnung von Differenz und Ausschluss, denn ein Hinweis auf eine identische, natürlich konstituierte Einheit ist (vgl. Hall 2004:171). „Dies hat die radikale und beunruhigende Erkenntnis zur Folge, dass die „positive“ Bedeutung jeder Bezeichnung – und somit „Identität“ – nur über die Beziehung zum Anderen, in Beziehung zu dem, was es nicht ist, zu gerade dem, was von ihr ausgelassen ist, konstruiert werden kann“ (Hall 2004:171). Identitäten können demnach nur durch ihre Kapazität, Bedeutungen auszuschließen als Zielpunkte der Identifikationen und Verbindungen wirksam werden. Kritisch anzumerken ist hier, dass diese

Sichtweise Polaritäten konstruiert, die in weiterer Folge zu konstitutiven Differenzen werden und den/die Andere durch seine/ihre Negativität konstruiert.

Auch die feministischen Beiträge beschäftigten sich verstärkt mit Macht, Grenzziehungen und der diskursiven Erzeugung von Differenzen. Es wurde des Weiteren darauf hingewiesen, dass eine Person sowohl dominante als auch unterworfenen Erfahrungen vereinen kann. Auf diesen Punkt, der unter dem Begriff kontradiktorische Subjektpositionen Beachtung fand, wird im Verlauf des Kapitels noch eingegangen werden.

In der „*Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*“ (1996) nimmt Byron in seiner Definition Bezug auf die Ambiguität von Identität(en). Der Begriff geht einher mit Individualität und Einmaligkeit und bezeichnet die grundlegenden Unterschiede, die eine Person von einer anderen unterscheiden: „[I]dentity [...] refers to properties of uniqueness and individuality, the essential differences making a person distinct from all others.“ (Byron 1996:292) Gleichzeitig bezieht sich Identität auf „qualities of sameness, in that persons may associate themselves, or be associated by others, with groups or categories on the basis of some salient common feature“ (ebd.). Byron betont in seiner Definition die Bedeutung von Selbst- und Fremdzuschreibungen für die Identitätsbildung und unterscheidet zwischen kollektiven und persönlichen Identitäten. Identität ist somit sehr subjektiv ausgelegt und abhängig von einer Selbstdefinition. Fremdzuschreibungen können vom Selbstbild des Individuums mitunter abweichen. So ist es zum Beispiel nicht unüblich, dass Menschen ihre unfreiwillige Mitgliedschaft in Gruppen (z.B. Gender) zurückweisen und „aus dem System aussteigen“, und weiterhin ein Konflikt besteht, da Mitglieder der Gruppe die Person sehr wahrscheinlich trotzdem als Mitglied behandeln. Ebenso ist es möglich dass man sich als Mitglied der Gruppe fühlt, von dieser jedoch nicht anerkannt wird, wie die Erfahrungen von J., bei Reisen zurück nach Irland, zeigt:

„[Y]ou feel a bit of an outsider. Cause you’ve been away for so long. [...] And ... but with the locals like, as I said one of the problems with Ireland, they tend to class people as, what they call Blow-Ins, you know, you just arrived, they don’t realize that you’ve been around for a long time, you know?“ (I5, Z396-401)

Auf diese potentiell divergierenden Wahrnehmungen von Identität geht auch Wagner ein: „Identities can be more stable or more changeable, perceived rather as given or as chosen, seen as rooted in a substantive self or oriented towards the realisation of a yet unknown self.“ (ebd. 2002:49)

Cohen betont wie wichtig es ist, die Ernsthaftigkeit anzuerkennen, mit der sich Menschen sozial orientieren, indem sie in Identitäten und Grenzen investieren. „[P]eople are necessarily [not] clear about what their identities imply, or about what may be entailed in engaging with, even attempting to assume the qualities of others’ identities. They may not be clear about the conditions of authenticity

with respect to their identities; but it is clear that identity (however inexplicit), boundary (however elusive and nebulous) and authenticity (however contested and contestable) are matters in which people invest huge value.” (Cohen 2000:4f)

Identität wird hier als Selbst-Bewusstsein und Selbst-Erkenntnis gesehen, und gründet auf verschiedenen Grenzen, die in Zusammenhang mit z.B. Gender, Religion, *class*, oder Ethnizität stehen. „*A necessary condition for their mutual implication must be that they are regarded as authentic markers of their difference from other people, without which they could not but be profoundly disoriented.*“ (Cohen 2000:6)

4.3. Überwindung der Logik der Differenz?

Aus dem Bereich der *Cultural Studies* ist im Hinblick auf die Erweiterung des Identitätsbegriffs vor allem Lawrence Grossberg (1996) zu erwähnen. Er kritisiert die *theories of difference*, die auf der Annahme aufbauen, dass „*the identity or meaning of a term depends entirely (except perhaps for a necessary but indeterminate excess) on its relation to, its difference from, other terms*“ (Grossberg 1996:93). Differenz wird in diesen Konzepten als gegeben angenommen, als „*the economy out of which identities are produced*“ (Grossberg 1996:94). Grossberg versucht diese binäre Dichotomie zu überwinden und plädiert für den Begriff der *otherness*. Die *theories of otherness* basieren auf der Annahme, dass Differenz selbst eine historisch produzierte Ökonomie ist. Identität und Differenz sind hier Folgen von Macht, und obwohl diese Theorien ein schwaches Differenzkonzept akzeptieren, konstituieren sich diese Differenzen nicht wechselseitig. „*Rather, they begin with a strong sense of otherness which recognizes that the other exists, in its own place, as what it is, independently of any specific relation*“ (Grossberg 1996:94). Das Andere wird hier somit als existierend anerkannt, jedoch nicht in essentialistischen Begriffen fixiert. Grossberg betont des Weiteren die Relationalität und Kontextabhängigkeit von Identität und vertritt einen multiplen, prozessualen Identitätsbegriff.

***Grammars of Identity* nach Baumann**

Mit seinem Konzept der „*Grammars of Identity/Alterity*“ untersucht Baumann Strukturen, die Identitätsprozessen zu Grunde liegen. Die drei Grammatiken basieren auf klassischen Sozialtheorien und werden als Leitfaden benutzt, um zu verstehen, wie unterschiedliche Diskurse die Beziehungen zwischen *self* und *other* gliedern.

Die erste Grammatik – *Orientalization* – basiert auf Edward Saids „*Orientalism*“ (1978). Said untersuchte den Diskurs der kulturellen Dominanz des „Westens“, der den „Orient“ als Projektionsfläche zur Abgrenzung und Selbstverortung/Selbstrepräsentation benutzt und

braucht. Der „Westen“ wird hier als rational, entwickelt und human gedacht, der „Orient“ gilt als irrational und unberechenbar. Indem Said diese binären Strukturen in historischen Prozessen der (Selbst)Repräsentation erkannte, konnte ein großer Schritt in Richtung Überwindung schwarz-weißer Grammatiken und binärer Oppositionen gemacht werden: „*The baby grammar of 'us is good and them is bad' is thus transformed, in orientalism, into a double-edged, potentially subtle, and at times even dialectical way of selfing one's own and othering the alien.*“ (Baumann 2004:21)

Zentral in der Grammatik der *Orientalization* ist die Konstruktion des „Eigenen“ und des „Fremden“ durch gegenseitige Spiegelung („*reverse mirror imaging*“). *Selfing* und *othering* stellen für Baumann zwei Seiten des selben Prozesses dar und bedingen einander, indem positive und negative Charakteristika sich gegenseitig widerspiegeln - „*what is good in us is [still] bad in them, but what got twisted in us [still] remains straight in them*“ (Baumann 2004:20).

Die Grammatik der *Segmentation* hat E.E. Evans-Pritchards „*The Nuer*“ (1940) mit seinem Modell eines segmentären Abstammungssystems als Grundlage. Dieses Konzept der Segmentation beschreibt einerseits eine Spaltung, bzw. Feindschaft auf niedrigen Ebenen, und die Neutralisierung von Konflikten und Zusammenhalt auf einem höheren Level. Es ist somit abhängig vom Kontext, wer wann Feind, und wann Freund ist. Baumann zieht den Vergleich zu Fußballfans, die am niedrigsten Level der Segmentation als Fans von zwei Dorfmannschaften in direkter Konkurrenz stehen. Auf einer höheren Ebene der Segmentation – z.B. der Bundesliga – werden vormalige KonkurrentInnen zu Verbündeten (vgl. Baumann 2004:22). So können auch bei MigrantInnen vormalige regionale Differenzen in den Hintergrund treten. So beschreibt H. ihre Anfangszeit in London und das damit verbundene Gemeinschaftsgefühl folgendermaßen:

„*And it was like being at home! Because every - you know - it didn't matter what county - you know there's 32 counties in Ireland - and they was there from every county and you could chat to everyone and everybody was friendly - you just felt at home, because you were back in amongst the Irish.*“ (I4, Z351-354)

Die Wichtigkeit dieser Grammatik liegt in ihrem Bewusstsein über die Bedeutung des Kontexts. Identität und *alterity* sind kontextgebunden, und Kontexte sind gemäß klassifikatorischen Ebenen gereiht. Vereinigung und Spaltung, Identität und Differenz sind in dieser Grammatik keine absoluten Kriterien, sondern erkennen als Funktionen das angemessene segmentäre Level (Baumann 2004:23).

Die dritte Grammatik – *Encompassment* – basiert auf Louis Dumonts „*Homo Hierarchicus*“ (1980) und seiner Analyse des indischen Kastensystems. *Encompassment* beruht auf der

Eingliederung von anderen und arbeitet mit zwei Levels: auf der niedrigeren Erkenntnis-ebene wird die Differenz betont (z.B. die Frau ist das Gegenteil des Mannes), und auf der höheren Ebene wird das Unterschiedliche im Universellen zusammengefasst. Die mutmaßlich untergeordnete Kategorie wird angenommen, subsumiert oder vereinnahmt und in die Identität derer übernommen, die das *Encompassment* betreiben. *Encompassment* ist somit immer hierarchisch – es braucht die höhere Kaste, um die niedrigere zu umschließen. Auf dieser Ebene, auf der in unserem Beispiel der Mann als maßgeblich definierend angesehen wird, wird die Frau ein Teil davon - „*you may think that you differ from me in your sense of values or identity; but deep down, or rather higher up, you are but a part of me*“ (Baumann 2004:25).

Durch diese Grammatiken wollen Gingrich und Baumann vor allem drei Dinge erreichen. Erstens soll der „*unproductive, and essentially moralist, truism that every selving involves an othering*“ (Baumann/Gingrich 2004:xi) überwunden werden. Zweitens, sollen verschiedene Modi der Identitätsformation und der dialogischen Inklusion und Exklusion unterschieden werden. Und drittens möchten sie die Opposition zwischen einem angenommenen Vorrang von Strukturen und Kognitionen, und der Reduktion aller Prozesse auf *agency* und kontextueller Zufälligkeit, hinter sich lassen. (vgl. Baumann/Gingrich 2004:xi)

In ihrer Arbeitsdefinition von Identität begreifen Gingrich und Baumann soziale Subjektivitäten (Individuen und Gruppen) als multidimensional und fließend. Sie inkludieren eigene und fremde Zuschreibungen im Zusammenhang mit Macht, betonen die Bedeutung von Kontext und *agency* und kombinieren gleichzeitig Gleichheit oder Zugehörigkeit mit *alterity* oder *otherness*. Mit ihrem „schwachen“ oder „weichen“ anthropologischen Identitätskonzept stellen sie sich gegen essentialistische oder moralistische Vorstellungen und betonen die inhärent dialogische Beziehung von Identität und *alterity* (vgl. Baumann/Gingrich 2004:x)

Identität im Plural

An dieser Stelle soll nun eine Arbeitsdefinition von Identität erstellt werden, die der Komplexität und Vielschichtigkeit von Individuen gerecht wird.

Rückblickend auf die behandelten interdisziplinären, kultur- und sozialanthropologischen Konzepte, verbunden mit persönlicher Reflexion, ergeben sich für mich drei komplexe Bestandteile eines dynamischen Identitätskonzeptes:

Erstens ist Identität als Konstrukt zu verstehen, „*produced by the symbolically and socioculturally mediated, meaning-structured and meaning-creating actions of the person in question*“

(Straub 2002:67). Identität kann man nicht besitzen, sie muss permanent neu kreiert und im Angesicht neuer Erfahrungen und Erlebnisse aufrechterhalten werden. Auch für Cornell und Hartmann ist Identitätskonstruktion ein kontinuierlicher Prozess, in dem Identität aufrechterhalten, transformiert, reproduziert und teilweise abgelehnt wird. „*Construction refers not to a one-time event, but to an ongoing project*“ (Cornell/Hartmann 1998:80)¹⁴ Identität ist somit immer nur das provisorische Ergebnis kreativer, konstruktiver (Inter) Aktionen. (vgl. Straub 2002:66) Dies bedeutet auch, dass Identität prozesshaft, und nie abgeschlossen ist. Für Nigel Rapport und Andrew Dawson (1998) stellt darum die Suche die ausschlaggebende Analysekategorie dar. Die Ausbildung individueller Identitäten beschreiben sie als *per se* dynamisch. Bei der „Erforschung“ von Identitäten soll deshalb drei Bereichen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden: der symbolischen und der sozialen Ebene sowie *agency*. Die Bedeutung liegt hier auf dem Interesse, Individuen als handelnde Personen in Prozessen der Identitätsbildung wahrzunehmen. Auch für Jürgen Straub ist es essentiell, dass Theorien über Identität auf einem Personenverständnis aufbauen, das Individuen die Fähigkeit zur Kommunikation, Aktion und Interaktion nicht aberkennt (vgl. Straub 2002:63).

Zweitens hat ein Mensch immer mehrere Identitäten. Das Konzept kann nicht losgelöst von *race*, *class*, Gender, Ethnizität, Alter, Ausbildung, Beruf und anderen Faktoren thematisiert werden, welche die Identitätskonstruktion beeinflussen. Diese Dimensionen des sozialen Lebens bieten Grundlagen der individuellen und kollektiven Identifikation. Diese multiplen Identitäten wirken zeitgleich in jedem Menschen fort, ihre Bedeutung für das Individuum variiert jedoch je nach Kontext und Situation. In den einzelnen Lebensbereichen kommen jeweils andere Identitätsbereiche zum Vorschein und gewinnen an Bedeutung, Prioritäten verschieben sich. Wallman verweist in diesem Kontext auf folgendes Beispiel: „*It is not difficult to imagine that a child, e.g. born in England of one (white) Scottish and one (black) Jamaican parent now living in south London could, when asked „What are you?“, define himself as English, Black English, West Indian, Scots, a Londoner, or a South Londoner in turn, depending on who asked him the question, why asked it, and what else was happening at the time.*“ (ebd. 1983:74)

Drittens sind diese multiplen Identitäten nicht nur situativ und kontextabhängig, sondern stehen außerdem immer in Verbindung zu Macht und können sich auch gegenseitig wi-

¹⁴ Für Cornell und Hartmann (1998) gibt es sechs generelle *construction sites* (zu übersetzen als „Baustellen“ bzw. auch „Orte der Konstruktion“), die Arenen der Identitätskonstruktion darstellen: Politik, Arbeitsmarkt, Wohnflächen, soziale Institutionen, Kultur und tägliche Erfahrung. Diese Bereiche bilden Orte, „*where social actors make claims, define one another, jockey for position, eliminate or initiate competition, exercise or pursue power, and engage in a wide array of other activities that variously encourage or discourage, create or transform, and reproduce or ignore identities.*“ (ebd. 1998:154) Empirisch können diese Arenen nicht getrennt voneinander betrachtet werden, da sie sich gegenseitig beeinflussen.

dersprechen. In Bezug auf diese Kontradiktionen, bei denen Individuen zugleich hegemoniale und minoritäre Subjektpositionen einnehmen, führt Gingrich (2005:36) das Beispiel einer weißen Person mit gutem Einkommen aus einem reichen Industrieland an, die zugleich eine lesbische Frau mit marginalisiertem Status im akademischen Betrieb ist.

Viertens dürfen Differenzen nicht als absolutes Kriterium gesehen werden. Anlehnend an die *theories of otherness* akzeptiere ich ein schwaches Differenzkonzept, in dem das „Andere“ als existierend wahrgenommen wird, jedoch nicht einen fixen Gegenpol zum „Eigenen“ konstituiert. Durch das Verständnis von Identität als konstruiert, prozesshaft, multipl und kontextgebunden, grenze ich mich des Weiteren von primordialen Vorstellungen über fixierte, essentialistische Identitäten ab. Mit dieser Definition von Identität schließe ich mich den Erkenntnissen und Positionen der konstruktivistischen Identitätsforschung an.

5. Gemeinschaft, Grenzen und kollektive Identität

Was verband sie mit ihnen? Die Landschaft? [...] Oder die Kultur? Aber was ist das? Die Musik Dvorak und Janacek? Ja. Aber angenommen, ein Tscheche ist unmusikalisch? Das Wesen des Tschechentums löst sich mit einem Mal auf.

Milan Kundera – Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins

In diesem Kapitel geht es um Fausts Frage „was die Welt im Innersten zusammenhält“ (Goethe 2005:15). Spezifischer: Welche Faktoren schaffen ein Zusammengehörigkeitsgefühl bzw. einen inneren Zusammenhalt in der sozialen Welt der Gemeinschaft?

Was ist eine kollektive Identität, wie wird Gemeinschaft definiert, und welche Rolle spielen Abgrenzungen für Zugehörigkeitsgefühle? Wie in Kapitel 4 - über individuelle Identität - sollen auch hier durch eine kritische Auseinandersetzung mit Konzepten und Theorien, in Verbindung mit den Erfahrungen meiner InterviewpartnerInnen, Antworten auf die aufgeworfenen Fragen gefunden werden.

5.1. Gemeinschaft

Tönnies Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft, Durkheims Entgegensetzung von mechanischer und organischer Solidarität, Redfields *folk* und *urban societies*, Webers Unterscheidung zwischen Gesellschaften, die durch traditionelle Aktion und de-

nen, die durch rationale Aktion gekennzeichnet sind und die Teilung zwischen Zivilgesellschaft und Staat, mit der sich unter anderem Marx beschäftigte (vgl. Kaur 2001:83): Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Gemeinschaft scheint von Oppositionen geprägt zu sein, „*which seek to bring out its meaning by constituting the terms of the opposition*“ (ebd.).

So wird auf einer anderen Ebene ebenfalls eine Unterscheidung getroffen, und zwar zwischen den Theorien, in denen Gemeinschaft aus multiplen, langjährigen interpersonalen Beziehungen entsteht und geprägt ist durch Intimität und Familiarität. Diese Vorstellung von Gemeinschaft war vorherrschend in den Theorien des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts des präindustriellen Europas, wobei sie auch in späteren Analysen immer wieder auftauchte. Dem gegenüber stehen Theorien, die die imaginierte, symbolische und konstruierte Natur von Gemeinschaften betonen, und Bezug nehmen auf eine zunehmend komplexere, globalisierte, mobilere Welt. (vgl. Amit 2002:17)

Die Frage ist nun, ob es möglich ist, Gemeinschaft fern dieser Dichotomien zu definieren, und zwar auf einem Weg, welcher der gelebten Realität meiner InterviewpartnerInnen entspricht. Um dies herauszufinden ist es vorerst notwendig, einen genaueren Blick auf einige zentrale Definitionen der Forschungen zu Gemeinschaft zu werfen:

Der Soziologe Ferdinand Tönnies (1957) arbeitete mit den einander entgegengesetzten Begriffen Gemeinschaft und Gesellschaft. Während Gemeinschaft in diesem Kontext in Verbindung mit Tradition steht, umfasst das Konzept der Gesellschaft die Moderne. In Anlehnung an Marx sieht er die Geschichte der modernen Gesellschaft unter dem Aspekt eines fundamentalen Konfliktes zwischen Stadt und Land. Diese Annahme hatte einen großen Einfluss auf die moderne Debatte über Gemeinschaft, und ersetzte die Dichotomie Gesellschaft-Staat. (vgl. Delanty 2003:33) Das Argument ist, dass Gesellschaft durch die Moderne Gemeinschaft als den primären Fokus sozialer Beziehungen ersetze. Verschiedene Arten externer sozialer Organisation korrespondieren mit den Konzepten. So sei Gemeinschaft etwas Natürliches, verwurzelt in Lokalitäten und ausgedrückt durch Eintracht im Familienleben, durch Traditionen und Bräuche im Dorfleben und durch Religion im Stadtleben. Gesellschaft hingegen ist mechanischer und durch Rationalität und Austauschbeziehungen geprägt. Ausgedrückt wird sie im Stadtleben durch Konventionen, im Nationalleben durch Legislation, und im kosmopolitischen Leben durch die öffentliche Meinung. (vgl. Tönnies 1957:231) Die verwendete Sprache und die Aspekte der Konzepte scheinen auf den ersten Blick sehr polarisierend. Delanty (2003:32) argumentiert jedoch, dass beide Konzepte als Seiten des assoziativen Lebens gesehen werden können. Demnach sind Gemeinschaft und Gesellschaft unterschiedliche Ausdrücke sozialer Beziehungen, die als Produkte des menschlichen Willens gesehen werden können.

In der klassischen Anthropologie umfasste das Konzept der Gemeinschaft das Soziale und Kulturelle, und repräsentierte zu einem gewissen Grad die soziologische Idee der Tradition. Gemeinschaften waren demnach kohäsive Einheiten, die im Angesicht der Moderne überleben. Im Zusammenhang mit dieser Vorstellung steht ein Konzept, das Kultur als integrativ und holistisch ansieht, als eine Kraft für Stabilität. Dieses Kulturkonzept kann sehr deutlich mit Parsons (1951) strukturellem Funktionalismus in Verbindung gebracht werden. Demnach ist die Funktion von Kultur und Gemeinschaft die Erhaltung der sozialen Integration. Für Parsons stand Gemeinschaft jedoch nicht in Opposition zur Moderne. Vielmehr untermauert sie das soziale System und garantiert die essentielle Einheit der Gesellschaft. (vgl. Delanty 2003:34-6)

Auch für Victor Turner (1969) ist Gemeinschaft nicht charakteristisch für prä-moderne Gesellschaften bzw. die Antithese zu Gesellschaft. Für ihn stellt Gemeinschaft einen Gegensatz zu Struktur dar. So sei sein Konzept der „communitas“ der Ausdruck der sozialen Natur der Gesellschaft, definiert in Opposition zu der normenregulierten, institutionalisierten und abstrakten Natur der sozialen Struktur. „Communitas“ steht hierbei in direkter Verbindung zu Liminalität¹⁵ und Momenten der symbolischen Erneuerung bzw. Bestätigung der kollektiven Identität von Gruppen oder Gesellschaften. Diese differenzierte Sichtweise stellt einen sehr bedeutsamen Ausgleich zu reduzierenden Gemeinschaftskonzepten dar, indem sie unter anderem das Augenmerk auf die kreative Rolle von Gemeinschaften bei der Ausformung sozialer Beziehungen richtet, und Gemeinschaft als anti-strukturellen Bestandteil von Gesellschaften sieht. (vgl. Delanty 2003:44-6)

Im Gegensatz dazu betont Anthony Cohen (1982) die Bedeutung der symbolischen Konstruktion von Grenzen für Gemeinschaften. Seine Arbeit über Grenzen, Zugehörigkeiten und Gemeinschaft reflektierte die interpretative Wende in der Anthropologie der 1980er Jahre. Bezugnehmend auf Barths Theorie über ethnische Grenzen (1969) argumentierte Cohen, dass *„people became aware of this culture when they stand at its boundaries“* (Cohen 1982:3). Diese Grenzen sind relational. Ethnizität und Lokalität sind hier Ausdrücke von Kultur und von kollektiven Identitäten. (vgl. ebd.)

¹⁵ Arnold van Gennep befasste sich in *„Les rites de passage“* (1909) mit Übergangsriten. Er argumentierte, dass Erneuerungen Bestandteil des Lebens seien und durch Übergangsriten vollbracht werden, welche nicht als von ihrem Kontext isoliert betrachtet werden dürfen. Diese Riten seien durch drei Phasen gekennzeichnet: Trennung/Separation, Übergang/Limen und Angliederung/Inkorporation. Victor Turner griff dieses Konzept in seinem Werk *„The Ritual Process: Structure and Anti-Structure“* (1969) auf, und schuf durch seine Weiterentwicklung und Anwendung des Konzepts der Liminalität und dem damit in Zusammenhang stehenden Konzept der „communitas“, einen bedeutenden Beitrag zur anthropologischen Studie von Gemeinschaft. (vgl. Babcock 2001:8862-4)

Als Cohen sein Konzept über die Grenzen britischer ländlicher Lokalitäten – die bis dahin die Basis seiner ethnographischen Arbeit darstellten – hinaus erweiterte, behielt er seinen Fokus auf Identität und Relationalität. Gemeinschaft wurde später in „*The symbolic construction of community*“ (1985) weniger in Zusammenhang mit Praktiken und Institutionen, sondern vielmehr als symbolischer Rahmen für den Umgang mit kultureller Differenz gesehen. Die Anwendungsbereiche des Konzepts der Gemeinschaft konnten somit, über die Grenzen des Lokalen hinaus, auf andere Formen des kollektiven kulturellen Bewusstseins erweitert werden. (vgl. Amit 2002:6) Cohen wendet sich gegen eine Reduktion auf institutionelle und räumliche Kategorien bzw. historische Narrative, und definiert Gemeinschaft in Bezug auf das Bewusstsein, das Gruppen von sich selbst – in Beziehung zu anderen Gruppen – haben. „*People construct community symbolically, making it a resource and repository of meaning, and a referent of their identity.*“ (Cohen 1985:118 zit. n. Amit 2002:6) Die Definition von Gemeinschaft als symbolisch konstruierte Realität – im Gegensatz zu institutionalisierten sozialen Übereinkommen – tritt reduktionistischen und konventionellen Annahmen über Gemeinschaft entgegen. Durch das Argument, dass „*people can participate within the 'same' ritual yet find quite different meanings for it*“ (Cohen 1985:55 zit. n. Delanty 2003:46), schafft er des Weiteren eine Offenheit, die Individuen Aktivität und Raum zugesteht. Dieser Ansatz wendet sich auch gegen eine Homogenisierung und vorgestellte Uniformität von Gemeinschaften, indem Gemeinschaft als „*commonality of forms (ways of behaving) whose content (meaning) may vary considerably among its members*“ (Cohen 1985:20) gesehen wird. Cohens Konzept stellt einen wichtigen Beitrag zur Thematisierung von Gemeinschaft dar, unter anderem indem er ihre Wandelbarkeit und Offenheit in Bezug auf Veränderungen betont. Gemeinschaften sind demnach keine Struktur, die das Verhalten determinieren, sondern eine Quelle, von der Menschen schöpfen können. (vgl. Delanty 2003:47)

Nichtsdestotrotz hat Cohens Konzept zwei Schwächen, auf die Delanty (2003) hinweist: Erstens würden Gewalt und Konflikt, und ihre Bedeutung für und Benutzung durch Gemeinschaften vernachlässigt. „*Some of the most powerful expressions of community have been disguised rites of violence. [...] Violence is often the marker of the boundaries of a community, defining the separation of self and other.*“ (ebd. 2003:47-8) Ungerechtigkeiten, Gewalt und Diskriminierung können so zu verbindenden Erfahrungen/Elementen werden.¹⁶

Zweitens vernachlässigt Cohens Konzept die kognitiven und kreativen Aspekte von Kultur, durch die und in denen soziale Welten kreiert werden. Durch den beinahe exklusiven Fokus auf Grenzen bei der Konstruktion von Gemeinschaften wird übersehen, dass sozialen Bewegungen, Kultur und Gemeinschaften eine transformative, Grenzen überschrei-

¹⁶ Siehe hierzu Kapitel 6.3.

tende Kraft inhärent ist, und sie nicht nur eine affirmative, die Identität bestätigende, Funktion besitzen. (vgl. Delanty 2003: 48)

Die neueren Studien, die Gemeinschaft als kulturelle Konstruktion sehen, unterteilt Fog-Olwig (2002) in zwei Kategorien, die jeweils unterschiedliche methodologische Ansätze implizieren und in verschiedenen ethnographischen Situationen angewendet wurden. Cohens (1982) Konzept zählt zur ersten Gruppe ebenso wie Arbeiten von Rapport (1993) oder Strathern (1982). Charakteristika dieser Ansätze sind ethnographische Recherchen, basierend auf Feldforschung in ländlichen Städten/Dörfern, in denen zahlreiche soziökonomische Interessen und kulturelle Identifikationen von Menschen in engen *face-to-face* Beziehungen aufeinander treffen. Gemeinsam ist diesen Ansätzen eine Bewegung weg von der Ansicht von Gemeinschaft als kollektive Einheit, hin zu den verschiedenen Wegen, wie Gemeinschaft - durch die Aushandlung von Bedeutung durch interagierende Personen - konstruiert wird.

Die zweite Kategorie ist definiert durch ein Verständnis von Gemeinschaft als imaginierte Einheit, basierend auf „*sentiment*“ - im Gegensatz zu „*belonging*“. Im Fokus liegen hier die Entwicklungen umfassender Gemeinschaftskonstrukte, die nicht durch persönliche Beziehungen greifbar werden, sondern vielmehr indirekt durch die Generierung von Gefühlen, die - als von einer größeren Kollektivität geteilt gedacht - erfahrbar werden. Andersons (1983) Konzept der „*imagined communities*“, und später Appadurais (1996) Forschungen zur Vernetzung der Welt durch Migration und Massenmedien, können zu dieser Kategorie gezählt werden. (vgl. Fog-Olwig 2002:125-6)

Während die Theorien der ersten Kategorie Gemeinschaft als soziale Form, basierend auf Interaktion, sehen, liegt die Betonung der zweiten Theorien auf Gemeinschaften als Ideen oder als „*quality of sociality*“ (Amit 2002:3), assoziiert mit kollektiver Identität.

Durch die Analyse der Interviewtranskripte musste ich feststellen, dass die Erklärungen und Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen in Bezug auf eine irische Gemeinschaft in Bristol mit keiner Kategorie bzw. keinem Gemeinschaftskonzept vollkommen übereinstimmen. Erschwert wurde dies durch sehr divergierende Meinungen was die Gemeinschaft selbst betrifft.

So besteht teilweise eine Abneigung gegen Gemeinschaften als soziale Form, verbunden mit dem Bedürfnis zur Abgrenzung gegenüber anderen MigrantInnen:

„[L]et's put it this way: they got Irish clubs. That's about all. They don't really - you never see an area with all Irish or all ... I've never seen that like, you know ... you get, ehm, you get down in Old Market - there are all the Somalis and then you get all the Jamaicans and you get

some ... with all Arabs or somewhat. But no, they don't congregate together - they mix. [...] Everybody mix. It's eh ... the only cliquey thing about the Irish is: family. Alright?" (I2, Z844-854)

Andere betonen die zentrale Rolle von Gemeinschaft als soziales Netzwerk:

„H: [...] If one of our own died here and he didn't have enough money there was a collection made immediately and that person was brought home to be buried back in Ireland. And that went on all my young years. I saw so many being brought home with donations.

C: That's what we said: they look after each other. Help each other." (I4, Z676-681)

Ein zentrales Thema, das sich durch die Mehrheit der Interviews zog, waren Veränderungen, zum einen durch a) die Migration, b) im Zusammenhang mit Konflikten und c) durch das Fortschreiten der Zeit. Es geht hier um die Wandelbarkeit der Bedeutung von Gemeinschaft im Leben der Individuen bzw. die Wandelbarkeit der Gemeinschaft selbst und den Zusammenhang zwischen diesen beiden Komponenten. Auf diese Veränderungen und ihre Verbindung zu individueller und kollektiver Identität und zu Gemeinschaftsbewusstsein möchte ich im nächsten Kapitel näher eingehen.

Was an diesem Punkt klar scheint ist, dass sich nicht alle meiner InterviewpartnerInnen als Teil der irischen Gemeinschaft in Bristol sehen. Dies steht zum einen in Zusammenhang mit dem Alter, in dem die Personen migrierten, dem damit zusammenhängenden Einfluss der Eltern, den diese auf das Leben ihrer Kinder haben und dem Grad der Sozialisierung in Irland. Für andere war es nur in der ersten Zeit in England, in der die irische Gemeinschaft und ihre Institutionen einen zentralen Bestandteil ihres Lebens bildete:

„I think that's what happens to people who congregate in certain parts of countries. When they move, you try and go to where - we came to my uncle and then he had a lot of Irish community friends and then we joined that. You go to the church, you go to the Catholic clubs in the evening and stuff like that. [...] We just went to everything that was Irish. And gradually we got waned off of it." (I1, Z347-355)

An diesem Punkt möchte ich auf Baumanns (2004) Grammatik der Segmentation zurückgreifen. Denn Identifikation und Gruppenbewusstsein ist keine Frage, die mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden kann, sondern hängt vom Kontext und dem Level der Segmentation ab. Bei denjenigen, die sich als aktiver Bestandteil der irischen Gemeinschaft in Bristol sehen, unterscheiden sich die Meinungen in Bezug auf den Ursprung dieses Zusammenhalts, und eine klare Trennung zwischen Gemeinschaften als soziale Formen und Gemeinschaften als Ideen – zwischen *belonging* und *sentiment* – ist nicht mehr möglich.

Was nun die Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen für das Gemeinschaftskonzept dieser Arbeit bedeuten – diese Frage kann zu diesem Zeitpunkt noch nicht beantwortet werden. Ein genauer Blick auf die Bereiche Grenzen, kollektive Identität und Formen der Repräsentation soll Klarheit schaffen, und uns einer realitätsgetreuen, vielschichtigen Definition näher bringen.

5.2. Grenzziehungen

Eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der Gemeinschaft steht immer auch in Verbindung mit Grenzen und Grenzziehungen. Besonders bei der Beschäftigung mit Identitätskonstruktionen von MigrantInnen ist eine Auseinandersetzung mit Grenzen zentral. Doch wird die Bedeutung von Grenzen in den Diskussionen überschätzt, oder ist es wirklich das „sie“, das ein „uns“ möglich macht?

Beginnen möchte ich – in Anlehnung an Barth (2000:17) – mit einer notwendigen Unterscheidung in der Benutzung des englischen Wortes und Konzeptes der „*boundary*“ - der Grenze. Zum einen trennen Grenzen geographische Territorien, zum anderen – auf einer abstrakteren Ebene – markieren sie soziale Gruppen. Drittens bieten sie Vorlagen zur Kategorisierung von Denken und Sinn. Zentral ist hier, dass das Treffen einer Unterscheidung nicht notwendigerweise eine Grenzziehung impliziert.

Eine weitere Differenzierung kann anhand der englischen Wörter „*boundary*“ und „*border*“ in Verbindung mit Identität vorgenommen werden. Hierbei ist die identitätsstiftende Funktion von Grenzen im räumlichen Sinn („*borders*“) relativ offensichtlich – je nach Aufenthaltsort entweder jenseits oder diesseits der Grenze ändert sich die eigene (rechtliche, soziale und politische) Position. Auf der einen Seite ist man StaatsbürgerIn, auf der anderen Seite MigrantIn. Jedoch trägt auch das Überschreiten einer „*boundary*“ - Grenze im übertragenen Sinn - zu Veränderungen in der Selbst- und Fremdwahrnehmung bei, indem man sich z.B. mit einer anderen Gesellschaftsstruktur, anderen Wertemaßstäben und anderen Rahmenbedingungen konfrontiert sieht.

Wenn nicht anders angemerkt, beziehe ich mich mit dem Begriff „Grenze“ in weiterer Folge auf die abstrakte Verwendung des Wortes, im Sinne von „*boundary*“. Vorstellen kann man sich dies in Form einer imaginären Linie, die eine soziale Gruppe umgibt, und sie von anderen Gruppen und der sie umgebenden Umwelt, trennt.

Auf dieser Ebene hat der Begriff laut Wallman (1983:71) zwei Bedeutungen: einerseits ist die soziale Grenze strukturell bzw. organisatorisch. Sie markiert die Rahmen sozialer Systeme, und bildet die Schnittstelle zwischen zwei (oder mehreren) Bedeutungssystemen.

Die zweite Bedeutung ist in dem Sinne subjektiv, als es um die Erfahrungen der TeilnehmerInnen geht. Da die Grenze nicht einfach mechanisch, sondern in ihrer Natur sozial ist, ist sie von großer Bedeutung für die Mitglieder der von ihr umschlossenen Systeme. Sie ist der Punkt, an dem bzw. durch den Mitglieder und Nicht-Mitglieder identifiziert werden können. Oft wird Identität vor allem durch eine Betonung der Unterschiede zwischen „uns“ und „den anderen“ konstruiert. Die Eigengruppe bestätigt für sich ihr Dasein, in dem sie sich von anderen absetzt. Wenn jedoch die Binnenwerte, auf die man sich geeinigt hat, nicht ausreichen, um die Integrität der Gruppe zu garantieren, hilft es, einen gemeinsamen Feind zu kreieren. Die Begründung für die Ausgrenzung ist relativ unkompliziert: sie sind Fremde und stellen die Ordnung der Dinge allein durch ihr Anderssein in Frage¹⁷ (vgl. Wagener 1999:26f).

Von dieser Perspektive aus ist es notwendig, die Frage zu stellen, von wem diese Grenzen gezogen werden, i.e. ob das Konzept der Grenze von einer Gruppe selbst benutzt wird oder ob sie von außen gezogen wurde. So haben Grenzen, die von außen gezogen wurden, meist wenig mit der komplexeren Realität zu tun und tendieren zur Homogenisierung.

„[B]ecause you spoke with an Irish accent you were all classed the same. [...] [I]n Southern Ireland they had, I don't think there was any trouble down there, it was, it came from the North, but people don't understand the difference in the accents.“ (I1, Z96-102)

Dieser Aspekt steht in direkter Verbindung mit Macht. Manche Gruppen haben die Macht, Grenzen nach ihrem Willen zu ziehen, und somit sich selbst und andere erfolgreich innerhalb des dominanten Systems zu klassifizieren. Andere Gruppen haben in diesem System nicht die Macht, und sehen sich gezwungen entweder gegen die dominanten Klassifikationen anzukämpfen oder sich ihnen anzupassen. Wie Cornell und Hartmann (1998:169) anmerken, kann diese durch Ausgrenzung erfolgte Fremdzuschreibung wesentlich zur Identitätskonstruktion beitragen. So ist beispielsweise die Grundaussage von Diskriminie-

¹⁷ Wichtig ist, dass Fremdheit weder eine Eigenschaft von Dingen oder Personen, noch eine sozialwissenschaftliche Kategorie an sich ist. Somit ist auch die Perspektive, aus der Fremdheit wahrgenommen wird, nicht durch räumliche oder zeitliche Ferne festgelegt, sondern subjektiv und alltagsweltlich definiert. Fremdheit entsteht erst in einem Beziehungsverhältnis bzw. wird dort erst konstruiert (Wagener 1999:53). Das bedeutet auch, dass Fremdheit erst als bedeutsam wahrgenommen wird, wenn etwas zunächst Unbekanntes als befremdend wahrgenommen wird (Wagener 1995:27) und Andersheit als Fremdheit interpretiert wird. Bezogen auf unseren „sprachlichen Alltag“ kann Fremdheit als Kategorie unserer Umgangssprache und unseres Alltagswissens aufgefasst werden, aus der sich vielfältige Beziehungsformen ergeben. Prinzipiell gilt, dass die eigentliche Bedeutung und Funktion des Wortes erst durch sein kontextuelles Umfeld erschlossen werden kann (Hierzenberger 1999:30). Fremdheit kann somit nicht von Kommunikation getrennt werden.

rungen¹⁸, dass einem der Zugang aufgrund der Zugehörigkeit zu bestimmten Kategorien verwehrt wird. Diese Kategorie (Gender, *race*, Klasse, etc.) gewinnt in weiterer Folge an Bedeutung und man empfindet diese Kategorie als zunehmend bedeutungs-voller.

Es muss an dieser Stelle eine weitere wichtige Unterscheidung getroffen werden. Wie Wallman (1983:71) anmerkt, ist es grundsätzlich wichtig zu differenzieren. Es muss jedoch zwischen diesem kohärenten Bedürfnis zu differenzieren und Grenzen der Differenzierung unterschieden werden. Diese sind zufällig und variabel. *„We cannot make sense of the world without sorting the things and people in it into categories of similarity and difference, but we make nonsense of it if we image that the same similarities and differences count in the same way all the time.“* (Wallman 1983:71)

Grenzen sind somit kontextgebunden. Durch alltägliche Prozesse und Interaktion mit anderen Individuen und Gruppen definieren sich Grenzen, Zuschreibungen und Zugehörigkeiten permanent neu. Sie haben keine universelle Gültigkeit und variieren in ihrer Wahrnehmung je nach Individuum und Kontext: *„Like social groups, persons experience their boundaries differently, according to their personal circumstances.“* (Cohen 2000:7) Für Huber (2004) sind es diese Prozesse des Ausverhandelns von Grenzen auf symbolischer und sozialer Ebene, die eine wichtige Rolle im Prozess der Ausformulierung und Aufrechterhaltung von Identitäten spielen. So werden durch symbolische Ein- und Ausgrenzungen Sozialbeziehungen und soziale Praktiken in einen sinnstiftenden Zusammenhang gestellt. Es ist in diesem Kontext wichtig zu sehen, wie solche Markierungen von Zugehörigkeit und Differenz im Alltag gelebt werden. Denn „sowohl die Seite der diskursiven Produktion von Identitäten, als auch der Aspekt der Verwendung und Überformung solcher symbolischer Zuweisungen im alltäglichen Leben beeinflussen in entscheidender Weise, in welche Richtung sich Identitätsdiskurse bewegen“ (Huber 2004:12).

Wie komplex die Prozesse von Zugehörigkeit und Differenz und das Ausverhandeln von „uns“ und „denen“ im Alltag von MigrantInnen sein können, zeigt A. in ihrer Beschreibung einer irischen Tradition und dem englischen Äquivalent:

„I mean at Christmas time like, eh, we all go home for Christmas Day and that - but on a Boxing - what we call Boxing Day here it was like, we call it St. Stephen's Day.“ (I1, Z185-187)

¹⁸ Diskriminierung wird in diesem Zusammenhang als die Verweigerung des Zugangs zu Institutionen der Gesellschaft (Arbeits-, Wohnungsmarkt, politische Teilnahme, etc.) aufgrund der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe (ethnisch, religiös, *racial*, etc.) definiert.

So formen sich Grenzen unter anderem entlang sprachlicher, ethnischer, nationaler und religiöser Linien. Neben weiteren Faktoren wie Generation und Gender können sich Gefühle der Verbundenheit jedoch auch – je nach Kontext – in Bezug auf geteilte Erfahrungen bzw. soziale Herkunft bilden:

„I could ... I actually could understand the poverty out there [in Brazil] and eh I felt for the people out there and I could relate to them from where I came from. They work very hard as well out there you know.“ (I1, Z386-388)

Was hier bereits deutlich wird ist, dass Nähe und Zugehörigkeit auch durch die Konzentration auf einen Kern – und nicht nur durch die Abgrenzung nach außen – entstehen und bestehen können. Gray argumentierte diesen Gedanken in seinem Aufsatz *„Community as place-making. Ram auctions in the Scottish borderland“* folgendermaßen: *„[I]t is not the boundary that is always of paramount concern to the people building a sense of community. Instead, community-making may be founded on what they see as its core meaning, institution, occupation, and/or activity.“* (ebd. 2002:41) Diese Art von Zusammenhalt findet man auch in Teilen der irischen Gemeinschaft in Bristol. Für einen Teil meiner InterviewpartnerInnen stellt das *Irish Set Dancing* einen zentralen Bestandteil ihres Lebens dar. Das regelmäßige Tanzen, verbunden mit großräumigen Treffen und internationalen Reisen, bildet eine Aktivität und Einstellung, über die sich die Gruppenmitglieder positiv definieren. Diese Gemeinschaft besteht jedoch nicht nur auf der Ebene der Stadt Bristol, sondern bildet eine *global community*, in der Nähe primär durch geteiltes Interesse generiert wird, und Abgrenzungen eine sekundäre Rolle spielen.

„You can go anywhere in the world and you can find a dance! So that’s the kind of connections for the Irish as an individual in this country or in any country, you know what I mean?“ (I3, Z890-892)

Trotz dieser globalen, imaginierten Gemeinschaften im Sinne von Anderson (1983) darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es konkrete Anstrengungen von Individuen sind, die diese Gemeinschaft ermöglichen.

Die Bedeutung von Grays Arbeit liegt für mich in der Erkenntnis, dass es bei Gemeinschaftsgefühlen vor allem auch um positive Eigendefinitionen geht, und der Kern der Gemeinschaft nicht (nur) durch Abgrenzung entsteht. So ist es (auch) die Verkörperung und Repräsentation dieses Kerns durch die Gruppenmitglieder, die zentral für ein Gemeinschaftsbewusstsein ist. Ich möchte mich in dieser Arbeit nicht vollkommen von der Bedeutung von Grenzen distanzieren. Vielmehr soll gezeigt werden, dass Grenzen und Abgrenzungen wandelbar und ihre Bedeutung für die Individuen und Gruppen nicht festgeschrieben ist. Es geht um die Wandelbarkeit und die Verhandelbarkeit von Grenzen.

5.3. Kollektive Identität

Welche Menschen werden nun auf welche Weise einander näher gebracht und aneinander gebunden? Auf welche Weise werden sie unter bestimmten Umständen als Einheit gesehen? Die Frage nach kollektiven Identitäten ist zuallererst eine Frage nach der Konstitution dieses Kollektivs.

Natürlich können kollektive Identitäten nicht anhand eines festgelegten Katalogs und genauer Wesensmerkmale beschrieben und miteinander verglichen werden, jedoch bieten die in diesem Kapitel vorgestellten Konzepte eine Hilfestellung und einen nützlichen Überblick über die Vielfalt, Möglichkeiten und Grenzen der Aspekte kollektiver Identität.

Für Donahoe et al. (2009) stellt kollektive Identität eine Repräsentation dar, die einen normativen Anreiz beinhaltet oder zu beinhalten scheint. Dieser Anreiz stellt Möglichkeiten des Selbst-verständnisses als Mitglieder einer größeren Kategorie bereit und kann in seiner Natur explizit oder implizit sein. An einem extremen Ende können die Anreize als Doktrine oder Programme formuliert sein, im anderen Extrem können sie aus wahrnehmbaren Ähnlichkeiten bestehen, die unbewusste Annahmen oder bewusste Schlussfolgerungen über Solidarität und Entfremdung, Ähnlichkeit und Differenz, etc. hervorrufen. Diese Ähnlichkeiten können geteilte Wesenszüge, materielle und symbolische Ressourcen, Situationen, Interessen, Einstellungen und Praktiken beinhalten.

Kollektive Identitäten werden mit Referenz zu bestimmten Dimensionen artikuliert, basierend auf vor allem Nationalität, Ethnizität, *race*, Kinship, Sprache, Religion, lokaler oder regionaler Herkunft, historischen Erfahrungen, Klasse, Generation, Gender oder der Teilnahme an sozialen Bewegungen. (vgl. ebd. 2009:2) In der Auseinandersetzung mit Zugehörigkeit und Identifikation ist – neben der Multiplizität und Variabilität von Identitäten – eine Beschäftigung mit dem Kontext der Prozesse zentral. Dieser beinhaltet geographische und infrastrukturelle Umstände, die AkteurInnen, die in diesen Konditionen leben, Institutionen, soziale Beziehungen und materielle, symbolische und diskursive Ressourcen (vgl. ebd. 2009:10).

Für Werner Rammert (vgl. 2001:11) besteht die kollektive Identitätsproduktion aus fünf Dimensionen. a) „Imagination“ bezieht sich auf die Annahme, dass Identität gleichzeitig Selbst- und Fremdbild ist. Eine gemeinsame Vorstellungswelt und Repräsentation ermöglicht die Kommunikation nach Innen und Außen bzw. auch eine Abgrenzung zu Fremdbildern. b) Die Dimension „Gedächtnis“ meint, dass kollektive Identität mit Hilfe kurzer oder längerer (gemeinsamer) Erinnerungen gebildet wird. Sie muss sich und ihre Kontexte

außerdem durch c) „Praktiken“ ständig neu aktualisieren. Soziale Ordnung ergibt sich aus den Handlungen der Individuen. d) „Heimat“ bezieht sich auf die Veränderung von Grenzen, Heimatsbegriffen und Identitäten durch Globalisierung, Migration und transnationale Erfahrungen. Die fünfte Dimension sind f) „Institutionen“. Kollektive Identitäten sind demnach das Resultat bildungstiftender Praktiken, Semantiken und institutioneller Regimes, die einen historischen Entwicklungsprozess durchlaufen haben. Durch ritualisierte Handlungen und schematisierte Deutungen formen sie ein (willkürliches) Wir-Gefühl gegenüber anderen. Darin werden Selbstbilder mit Fremdzuschreibungen und institutionalisierten Etikettierungen in Wechselwirkung gebracht.

Auf die Bedeutung von Selbstwahrnehmung und Fremdzuschreibungen gehen auch Cornell und Hartmann (1998:74-80) ein. So verneinen sie zwar nicht die Bedeutung von Institutionen und sozialen Beziehungen, jedoch hänge das Zugehörigkeitsgefühl und die Wahrnehmung des Individuums als Teil eines Ganzen zuallererst stark von der Wahrnehmung der eigenen Identität und der der anderen Gruppenmitglieder ab: *„Although collective identities may be firmly embedded in relationships and institutions, they begin as conceptions, as people’s ideas of themselves and others.“* (Cornell/Hartmann 1998:174)

Diese Wahrnehmungen des „Eigenen“ und des „Fremden“ sind nicht eindimensional. Das Othering findet von beiden Seiten her statt - wir nehmen die anderen als anders wahr und werden von ihnen als anders gesehen. Dies kann sich bei einer Bewusstwerdung dieser Abläufe wiederum auf die Identitätskonstruktion auswirken: *„[T]he discovery that „we“ are their „them“ can have identity-constructing effects of its own.“* (Cornell 1998:180)¹⁹

Cornell und Hartmann (1998:81) betonen des Weiteren die Bedeutung sozialer Beziehungen bei der Konstruktion kollektiver Identitäten. So bestehe ein Teil der Identitätskonstruktion aus der Positionierung der eigenen Gruppe innerhalb des sozialen Gefüges. Die Interpretation ebendieser Position steht in Zusammenhang mit einer Wahrnehmung der Gesellschaft als Ganzes, der Machtverteilung im Vergleich zu anderen und des Zugangs der eigenen Gruppe zu Ressourcen.

Der Faktor Macht spielt im Kontext kollektiver Identitäten vor allem auf zwei Ebenen eine bedeutende Rolle. Zum einen besteht – von einem normativen, moralischen und politischen Standpunkt aus – ein wesentlicher Unterschied zwischen der Beschäftigung mit der Identität der Mitglieder eines Kollektivs von einer externen Perspektive heraus, oder aus-

¹⁹ Cornell und Hartmann (1998:180) verwenden hier als Beispiel die tschechische nationalistische Bewegung in Böhmen. Als sich die tschechische Bevölkerung zunehmend über ethnische Grenzen definierte, und ihr „wir“ von einem deutschen „sie“ abgrenzte, begannen als Antwort darauf die Deutschböhmen sich vermehrt als Deutsche zu sehen.

gehend von der internen Perspektive dieser Personen, bzw. einem fundierten Verständnis ebendieser Sichtweisen. Es ist dieser Unterschied, der nach Straub (2002:72) „*the distinction between scientific and empirical, i.e. reconstructive perspectives, and ideological-manipulative, i.e. normativising constructions*“ definiert.

Die zweite Ebene beinhaltet die von Macht geprägten zwischenmenschlichen Beziehungen. Hier geht es um politische Faktoren, Gelegenheiten und Zwänge mit denen sich eine Gruppe konfrontiert sieht oder Ressourcen, die ihr (nicht) zur Verfügung stehen. Durch Migration können diese Umstände beispielsweise verändert werden. All dies hat Auswirkungen auf die Identitätskonstruktion. Große Machtunterschiede zwischen Gruppen können die Grenzen verschärfen und den jeweiligen Identitäten vermehrt Bedeutung zuschreiben. (vgl. Cornell/Hartmann 1998:154-5) Ein Beispiel hierfür wäre die zentrale Bedeutung von „*Irishness*“ für irische MigrantInnen im GB der 1950er-1970er Jahre²⁰.

Bezugnehmend auf die erste Ebene möchte ich nun auf eine, am Konzept der kollektiven Identität geäußerten, Kritik eingehen. Die Kritik bezieht sich auf die Etablierung und Vereinheitlichung kollektiver Identitäten „von außen“. Ohne empirische Grundlage operieren solche Zuschreibungen fast unumgänglich mit fragwürdigen Charakterisierungen des Kollektivs, unterstützt durch das Ziehen einer Grenze und Praktiken der Inklusion und Exklusion, Integration und Abgrenzung. (vgl. Straub 2002:69) Durch eine intensive Beschäftigung mit der Thematik vor Ort und die Zentralität der Erfahrungen und Sichtweisen meiner InterviewpartnerInnen in der Forschung hoffe ich, dieser Kritik stand halten zu können.

Ein weiterer Kritikpunkt wird von Kreckel (1994) aufgegriffen. Demnach können zwar Kollektive – von Nationen bis kleinen Gruppen – als kollektive Akteure (z.B. auch in Gerichtsverhandlungen) auftreten, jedoch besitzen sie keine kollektive Identität oder „Gruppenseele“: „*Whenever a nation is supposed to have its own 'identity', we are dealing with ideological language. Every casual transposition of the concept of personal identity onto collectives must thus be rejected, every discourse about concrete 'collective identities' must immediately be subjected to a 'critique of ideology'.*“ (ebd. 1994:13-4)

In Anlehnung an Assmann (1992) möchte ich auch auf diesen Punkt eingehen. In seiner Theorie des kulturellen Gedächtnisses sind kollektive Subjekte weitgehend instabile Quantitäten. Ihre empirische Realität und ihre Identität hängen von den Identifikationen ihrer Mitglieder ab. Individuen formen Bestandteile verschiedener Kollektive, indem sie

²⁰ Auf diesen Punkt wird in Kapitel 6.2 näher eingegangen werden.

sich mit bestimmten Erfahrungen, Erwartungen, Werten, Regeln und Orientierungen identifizieren. Eine kollektive Identität ist in diesem Konzept das Bild, welches das Kollektiv von sich konstruiert, und mit dem sich die Mitglieder identifizieren. Die Stärke bzw. Schwäche dieses Bildes/der Identität ist abhängig vom Denken und den Aktionen der Mitglieder, und kann diese wechselwirkend beeinflussen und motivieren: „Kollektive Identität ist eine Frage der *Identifikation* seitens der beteiligten Individuen. Es gibt sie nicht „an sich“, sondern immer nur in dem Maße, wie sich bestimmte Individuen zu ihr bekennen. Sie ist so stark oder so schwach, wie sie im Bewußtsein [sic] der Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivieren vermag.“ (Assmann 1992:132)

Im Vergleich zu den von Kreckel kritisierten Theorien wird durch diese Konzeption von Identität passiven, ideologischen Definitionen entgegengetreten. Indem kollektive Identitäten als Konstrukte von Individuen²¹ - die eine noch zu definierende Gemeinsamkeit bezeichnen - und nicht als natürliche Entität gesehen werden, wird meiner Meinung nach Aktion und Verantwortung des/der Einzelnen zurück in die Debatte gebracht.

5.4. Formen der Repräsentation

In Anlehnung an Donahoe et al. (2009) möchte ich nun kurz auf verschiedene Repräsentationen von Identität eingehen.

Repräsentationen von Identitäten werden kontinuierlich durch individuelle und kollektive soziale Akteure produziert, die sich selbst durch diese symbolischen Praktiken und die Beziehungen zu anderen sozialen Akteuren konstituieren und transformieren. (vgl. Mato 2003:284) Das heißt, dass sich kollektive soziale Akteure durch Prozesse der Identitätskonstruktion formen und transformieren. Durch das Teilnehmen in diesen Prozessen verändern und entwickeln sie ihre eigenen Repräsentationen weiter. Repräsentationen von Gemeinschaften können beispielsweise Medien, Ausstellungen, Festivals, Bücher, etc. sein.

Für meine InterviewpartnerInnen stellen die Zeitungen „*Irish Post*“ und „*Irish World*“ zentrale Medien dar. Das irische Familienmagazin „*Ireland's Own*“ bietet einen weniger politischen Bezug zu Irland: „[I]t gives you everything about what's going on, in Ireland as well, and you always get songs. You know? Nice little stories and stuff like that.“ (I3, Z32-33)

²¹ Dass Identitäten konstruiert sind impliziert keine Opposition zu etwas „Realerem“. Von dieser Perspektive aus sind die Gegensätze „real vs. imaginiert“, oder „authentisch vs. falsch“ nicht sachdienlich, und halten dem Versuch einer Umsetzung in einer vielschichtigeren Realität nicht stand. Die Annahme, dass Identitäten sozial konstruiert sind meint, dass sie Gegenstände sozialer Interaktion sind.

Die Produktion dieser Repräsentationen geschieht jedoch nicht von selbst auf einer kollektiven Ebene, sondern involviert die Energie von Individuen, kreative Initiativen und Kapitalaufwendungen.

„V. and B. - two phenomenal dancers. If you wanted to associate anything with Ireland: B. was a phenomenal teacher and organizer of dancing events. You had the Chippenham festival, you had the Waybridge festival.“ (I3, Z5-7)

So können diese Individuen aber auch selbst als Teil der Repräsentation bzw. als Institution der Gemeinschaft wirken:

„H: A. organizes a lot of dances. [...] She is great in keeping things going. Because it's not easy - people aren't so interested so she has to ...

C: There's a lot of things she does!

H: Yeah she has to sort of go round with her begging bowl, but she is very good. Yeah she's been very good at keeping everything going. And I think most people would know of A. because she used to be the first contact of Irish, you know, here in Bristol.“ (I4, Z708-720)

Übersehen werden darf hier nicht der Faktor Macht und die Frage, ob die/der RepräsentantIn auch von der Gruppe selbst als legitime VertreterIn der Interessen der Gemeinschaft wahrgenommen wird. In den Worten von Lutz (2001:253) haben Identitäten eine Geschichte, und „die Mobilisierung sowie die Repräsentation dieser Identitäten verbindet sich mit Herrschaftsinteressen, ebenso wie mit sozialen Interessen unterschiedlicher subordinierter Gruppen“.

Neben der (Re)Produktion müssen die Bilder auch gefördert und für die Zielgruppe zugänglich gemacht werden. Ein Beispiel stellen hier der jährliche *St. Patrick's Day* Umzug, organisiert von der *Bristol Irish Society* und die Tänze der *Irish Association* dar. Die durch dieses Event produzierten Bilder werden im Gegenzug von ebendiesen Zielgruppen unterstützt, genossen, ko-imaginiert und zu einem gewissen Maß auch ko-produziert. (vgl. Mato 2003:282)

Durch die Globalisierung werden Identitäten und andere Repräsentationen in Kontexten produziert, die zunehmend auf internationaler und transnationaler Ebene verbunden sind (vgl. Mato 2003:284). Gleichzeitig erleichtert die zunehmende Vernetzung und Geschwindigkeit der Kommunikationsmöglichkeiten die Integration von Individuen in eine (transnationale) Gemeinschaft:

„People send the info to this guy and it's all there for you to find if you want ... What I'm saying about it sometimes is: people get destitute and lonely and like I was in this country first. But with this day and age, because of people like us, [...] there are ways of communicating. You know what I mean? Today the world is obviously a small place.“ (I3, Z896-901)

5.5. Zusammenfassung

Mit den Erkenntnissen bezüglich der Bedeutung von Grenzen und die Beschaffenheit von kollektiven Identitäten ist es uns nun möglich, eine Definition von Gemeinschaft zu treffen, die der Mehrdimensionalität und Komplexität der Erfahrungen meiner InterviewpartnerInnen gerecht wird. Wie schon bei der individuellen Identität verfolge ich auch in Bezug auf Gemeinschaften ein konstruktivistisches Verständnis, das ihrem prozessualen Charakter gerecht wird. So werden Gemeinschaften weniger durch normative Strukturen, oder als etwas natürlich Gegebenes definiert, sondern vielmehr als Konstrukte verstanden, die durch soziale Aktion entstehen und sowohl ein symbolisches als auch praxisnahes Bezugssystem bilden. Der Kern dieser Gemeinschaften – ebenso wie die Bedeutung von Abgrenzungen – variiert, und kann sowohl freiwillige oder unfreiwillige Identitätsbausteine umfassen. Obwohl ich die Bedeutung von Abgrenzungen in Bezug auf Gemeinschaften anerkenne, wende ich mich gegen eine ausschließliche Konzentration auf Grenzziehungen und Differenz bei der Konstruktion von kollektiven Identitäten. Neben der Herkunft sind es bei einem Großteil meiner InterviewpartnerInnen vor allem Erfahrungen, Interessen und Erinnerungen, die ein Gemeinschaftsgefühl generieren. Dies war jedoch nicht immer so. Auf diese Veränderungen werde ich im folgenden Kapitel näher eingehen. Bezüglich der Mitgliedschaft und der Grenzziehungen sind die Aspekte der Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie der Faktor Macht zentral. Ebenso wie Grenzziehungen verhandelt werden müssen, wird auch Bedeutung durch Interaktion ausgehandelt und so Gemeinschaft konstruiert.

Die zentralsten Begriffe dieser Definition sind jedoch weiterhin Emotion und Aktion. Dies ist auch der Punkt, an dem dichotomisierende Definitionen überwunden werden sollen. Es geht um die Verbindung von Gemeinschaften als Ideen und Gemeinschaften als konkrete interpersonale Beziehungen. Denn der gefühls-erregende Charakter von Gemeinschaften entsteht nicht allein durch die Imagination einer Einheit, sondern durch die konkreten, dynamischen Interaktionen zwischen dem Konzept selbst und den limitierten sozialen Praktiken und Beziehungen, durch die es realisiert wird: *„Community arises out of an interaction between the imagination of solidarity and its realization through social relations and is invested both with powerful affect as well as contingency, and therefore with both consciousness and choice.“* (Amit 2002:18) Die (auf einer personalen und kollektiven Ebene) sinnlich erfahrba-

ren und emotional aufgeladenen Zugehörigkeitsgefühle werden nur durch eine Verbindung mit Inhalten, Kontexten, und konkreten sozialen Interaktionen und Beziehungen erklärbar. Mit den Worten von Delanty (2003:124): „*Community is not a static notion, but is defined in the achieving of it*“.

6. Veränderungen – Migration, Heimat, Konflikt und Zeit

In diesem Kapitel soll das Thema „Veränderungen“, das in allen Interviews zentral war, aufgegriffen werden. In einer dynamischen Perspektive, die historische und persönliche Veränderungen inkorporiert, soll versucht werden, die Formation eines individuellen und kollektiven Bewusstseins nachzuvollziehen. Das Thema wird in Verbindung mit vier Aspekten – Migration, Konflikt, Zeit und Heimat – und jeweils auf zwei Ebenen (individuell, kollektiv) behandelt werden.

6.1. Identität und Migration – Transformation durch Bewegung?

And when I arrived he said: „Don’t say brother, that you departed. You will not depart, brother, though you may leave“.

Rodrigo Diaz-Perez – *Memories*

Mit den Erkenntnissen der vorherigen Kapitel sind wir nun bereit, die beiden zentralen Bereiche dieser Arbeit – „Identität“ und „Migration“ – zusammenzuführen. Wie beeinflusst Migration das Selbst-Verständnis? Und auf einer kollektiven Ebene: Welche Auswirkungen hat Migration auf die Wahrnehmung von Zugehörigkeiten? Wie grundlegend wird die eigene Identität durch Migration verändert?

Banks (1996) wehrt sich gegen die Annahme der Konstruktion einer „neuen“ Identität durch Migration. Er stellt die Frage, ob durch Migration nicht nur eine bereits existierende Identität verändert wird: „[D]oes the fact of migration, and consequent minority status, somehow bring about a new form of identity or merely give a shift in emphasis and content to an existing identity?“ (ebd. 1996:119) Straub geht hier einen Schritt weiter: „*Identity as a specific form of subjectivity is acquired in transition, or in the psychological processing of transitions and transformations, not in static, repetitive situations.*“ (Straub. 2002:65)

Straubs Sichtweise ähnelt der von Riegler (2005), wenn sie meint, dass Identität ein Krisenbegriff ist. Das bedeutet, dass die Suche nach Antworten auf die Fragen „Was bin ich?“

und „Wohin gehöre ich?“, vor allem dann auftritt, wenn selbstverständliches Handeln und gewohnte Struktur- und Rahmenbedingungen nicht mehr greifen bzw. in Frage gestellt werden. Mit anderen Worten: „[W]o immer weniger identisch bleibt, wird der Ruf nach Identitäten, Selbst- und Fremdzuschreibungen stärker; wo soziale Verortungen und die entsprechenden Bedeutungscode nicht mehr greifen, bricht die Suche nach passender Neuverortung auf, bzw. ist bereits im Gange.“ (Riegler 2005:15-6)

Frey und Haußer sehen Migration als nicht-normatives Lebensereignis, bei der sich eine Person in einer „identitätskritischen Lebenslage“ (ebd. 1987:11) befindet. Die Person sieht sich mit Veränderungen und Fragen in Bezug auf das Selbstkonzept, die Beziehungen zu anderen, die Verbindungen zu sozialen Gruppen und dem Verlust von Vertrautem, bekannten sozialen Normen und einer damit verbundenen gefühlten Sicherheit, konfrontiert. Dies muss jedoch nicht bedeuten, dass diese Lebenssituation als bedrohlich, d.h. „identitätskritisch“ (Meister 1997:71), erlebt wird. Jedoch wird es für das Individuum notwendig zu prüfen, ob man noch die/derselbe ist, was sich vielleicht geändert hat und ob man diese möglichen Veränderungen als Teil einer „neuen“ Identität akzeptieren kann. Ein weiterer Punkt ist die Frage, wie diese neue Identität nach außen hin vertreten werden soll und wie sie im Gegenzug von anderen wahrgenommen werden wird.

Veränderungen des sozialen Umfeldes und der äußeren Umstände können auch zur einer Neudefinition kollektiver Identitäten und einer Umschichtung der Bedeutung von Zugehörigkeiten beitragen. In einem anderen Kontext werden bestimmte Gruppenzugehörigkeiten für ein Individuum wahrscheinlich bedeutsamer. So kann beispielsweise die nationale Zugehörigkeit für das Individuum im Residenzland an Bedeutung gewinnen – freiwillig oder unfreiwillig, durch das „Aufdrücken“ der Identität von außen.

Eriksen verweist in diesem Kontext auf die verschiedenen Welten, in denen sich MigrantInnen bewegen. „[M]igrants often 'live in two worlds', [...] they switch between different cultural codes when they move between contexts.“ (Eriksen 2001:287) Auch wenn der Fokus dieser Arbeit auf MigrantInnen liegt, möchte ich die Gültigkeit dieser Aussage erweitern. Durch die multiplen Gruppenzugehörigkeiten jedes Menschen positioniert man sich immer wieder notgedrungen in unterschiedlichen Kontexten und muss sich den jeweiligen Gegebenheiten anpassen. Dass dies nicht immer leicht ist, ergibt sich aus den teilweise konflikthafte Verbindungen zwischen den eigenen Identitätsbausteinen. So können beispielsweise der Beruf als Arzt/Ärztin, und die Anforderungen und Entscheidungen die er mit sich bringt, manchmal nur schwer in Einklang mit den eigenen religiösen Überzeugungen gebracht werden.

Neben Veränderungen in den Bedeutungen in einem bzw. durch einen neuen Kontext spielen bereits bestehende kollektive Identitäten ebenfalls eine zentrale Rolle für die Identitätskonstruktion und die Bewältigung der neuen Anforderungen. Identitätskonstruktion wird demnach angetrieben von a) den Umständen des sozialen Wandels und b) von den Ressourcen und Attributen, die Individuen/Gruppen in diese Situationen mitbringen: *„People typically enter new situations or experience social change with collective identities already well established. [...] In acting on the basis of these identities, people reproduce themselves.“* (Cornell/Hartmann 1998:100) Diese bereits bestehenden bzw. bedeutsamen Identitäten geben Halt in Situationen des Wandels und bieten eine Richtlinie für die eigene Wahrnehmung und das Handeln im neuen Umfeld. Sie sind die *„bases of action“* (ebd).

Aufbauend auf diesen Identitäten und durch Interaktion werden nach der Ankunft in der Destinationsgesellschaft neue Interaktions- und Verhaltensmodelle, geprägt durch die Spezifika des Individuums und die Besonderheiten des neuen Umfelds, erstellt. Wie bereits in Kapitel 3 erwähnt, kann die ethnische Gemeinschaft hier als Stütze wirken, um Anpassungsprobleme abzuschwächen. *„Neue Einwanderer sehen sich hier mit vertrauten Verhaltensmustern konfrontiert, und finden ein Forum, in dem sie ihre Erfahrungen mit Menschen in derselben Situation [...] besprechen können. Diese Gemeinschaften wirken somit als Bufferzone zur weiteren Gesellschaft.“* (Brugger 2000:29) So entstanden auch durch irische MigrantInnen in Bristol Hilfsstellungen, Zentren und Service-Einrichtungen, die beim Neustart in England helfen sollen:

„And you know they have done things. I mean we’ve had the Catholic Housing Association, which Irish people were involved in setting up, you know what I mean? And that was a big thing for people, Irish people coming over regionally who didn’t know how to get a mortgage and doing things like that.“ (I5, Z510-513)

„C: It’s good to have a centre you can go to! And as I said the centre would be the Catholic church. So it always comes into play - it was never a bad thing for me to be a Catholic because they’ve been all around and very good. I couldn’t say anything bad about them.“

H: Yeah. Like at Bonaventure’s they have a club, you know? Where we danced last night. And that was - that club was built by Irishmen. So that was really like an Irish centre. [...] It was were all the Irish met.“ (I4, Z632-639)

Aus psychologischer Sicht löst Migration einen Destabilisierung-Restabilisierungsprozess gegenüber der psychischen Struktur aus. Mehrere Faktoren bestimmen hier den Ausgang eines solchen Prozesses: 1) die Umstände der und Gründe für die Migration, 2) der Zugang zum „emotionalen Auftanken“, 3) das Alter zum Zeitpunkt der Migration, 4) der persönliche Charakter vor der Immigration, 5) das Wesen des Herkunftslandes, 6) das

Ausmaß der kulturellen Unterschiede, 7) die Aufnahme durch die Bevölkerung des Einwanderungslandes, 8) die Erfahrungen der Nützlichkeit im Einwanderungsland, 9) interkulturelle Ehen, 10) die Geburt von Kindern im Einwanderungsland. Weitere einflussreiche Bereiche, die jedoch in der Literatur zu Migration bis jetzt wenig Beachtung fanden, sind: die Rolle physischer Merkmale, der Einfluss des Geschlechts, Ehe und Immigration, der Rechtsstatus, Homosexualität und Immigration, Träume und die veränderte Beziehung zwischen Mensch und Tier. (vgl. Akhtar 1999:62)

Durch den begrenzten Umfang der Arbeit ist es mir nicht möglich, auf alle Aspekte einzugehen. Ich werde mich darum in weiterer Folge auf die Themen konzentrieren, die meine InterviewpartnerInnen am meisten betonten, bzw. die für ein Verständnis der Situationen und des Kontexts der Migration zentral sind.

Erstens, die Umstände der Migration und deren Gründe: Für die der Migration folgenden psychologischen Prozesse spielen die Umstände und Gründe der Migration eine bedeutende Rolle. Zentrale Faktoren für die nachfolgende Anpassung sind der Grad der Freiwilligkeit und die Ursachen der Migration²². Des Weiteren macht es einen großen Unterschied, ob die Emigration zeitlich begrenzt ist oder nicht. So war für die Mehrheit meiner InterviewpartnerInnen die Emigration auf einige Jahre begrenzt.

„I came in '69/'70. And I thought I do five years and then I go back. And I can't believe how long I have been here!“ (I4, Z101-102)

„And did you ever think about moving back to Ireland?“

„Well I did. Everyone does. Everyone that comes from Ireland says they'd move back. And that was your ambition - to go back. But then you meet someone, you get married, you have children here.“ (I6, Z42-45)

„I always wanted to go to Ireland, I wanted to go home. I only came here for five years.“ (I5, Z94)

Dass sie nach Ablauf dieser Zeit nicht nach Irland zurückgegangen sind, hat sehr unterschiedliche und mehrdimensionale Gründe, auf die an dieser Stelle jedoch nicht eingegangen werden kann.

Ein weiterer Aspekt, der den Ausgang des Migrationsprozesses – im Hinblick auf die Zufriedenheit und psychische Verfassung der MigrantInnen – beeinflusst, ist die Möglichkeit

²² Zu diesen Aspekten siehe Kapitel 3.2. „Migrationstheorien“.

der Rückkehr. So leiden MigrantInnen, die ihr Heimatland oft und ohne Schwierigkeiten besuchen können weniger als solche, denen diese Besuche versagt bleiben. (vgl. Akhtar 1999:29) Doch obwohl manche die (finanziellen, sozialen, zeitlichen, etc.) Möglichkeiten zu einem Besuch im Heimatland hatten, waren es emotionale Faktoren, die sie davon abhielten:

„Oh yes I go back to Ireland. I didn't for a long time. Because like, when you go over you don't wanna come back when you're younger ...“ (I1, Z137-138)

Zentral sind bei diesem Aspekt auch die Möglichkeiten, die sich durch fortschreitende Globalisierung – und die damit verbundene Entwicklung der Kommunikationstechnologien, sowie schnellere und billigere Reisemöglichkeiten – ergeben.

„[W]hile my dad was still alive when I used to go home ... I mean once he had to push me out the door to come back, you know? It was so ... I mean you know what it's like when you're leaving home! And obviously in those days, I mean now you can get on a plane and you're back over, whereas when you left when I was young - that was in 1961 - you know they thought they might never see you again“ (I5, Z110-114)

Die Möglichkeit zur Rückkehr steht auch in Verbindung mit Akhtars zweitem Aspekt, dem Zugang zum „emotionalen Auftanken“²³. Dieses Phänomen ist charakteristisch für die frühe Entwicklung des Kindes. Akhtar sieht hier Parallelen zum Leben eines/r MigrantIn. Getrennt von seiner/ihrer Heimat („Vaterland“, „motherland“) braucht der/die MigrantIn die „äußere Bestätigung seiner intrapsychischen Verbindung zu ihm“ (Akhtar 1999:32). Es gibt zwei Arten dieser Bestätigung und idealerweise hat man Zugang zu beiden Quellen. Das extramurale Auftanken besteht unter anderem aus Telefongesprächen mit „zurückgebliebenen“ Menschen oder Reisen zurück in die Heimat. Das intramurale Auftanken beinhaltet die Unterstützung durch die ethnische Gemeinschaft oder Familienangehörige im Residenzland. Auf diese Punkte möchte ich in Kapitel 6.2 näher eingehen.

Der dritte Aspekt befasst sich mit der Aufnahme der MigrantInnen durch die Bevölkerung des Residenzlandes. Hier wurden drei Unterfaktoren definiert, welche die Art der Reaktion beeinflussen: a) das Wesen der bestehenden Gemeinschaft (i.e. ethnisch homogen oder heterogen), b) die Zeit/Epoche, in der die Migration stattfindet sowie c) die bereits bestehenden historischen Verbindungen zwischen dem Herkunftsland und dem Residenz-

²³ Der Begriff des „emotionalen Auftankens“ wurde von Mahler (1998:23) benutzt, um die wiederkehrende Rückkehr des Kleinkinds aus einer – in Bezug auf die Wahrnehmung des Kindes – immer größer werdenden äußeren Welt zu seiner Mutter zu beschreiben. „Der wiederholte perzeptuelle Input durch die Mutter lädt die innere Batterie der symbiotischen dualen Einheit wieder auf und stärkt das Vertrauen des Kindes.“ (Akhtar 1999:32)

land²⁴. Das Wesen dieser Verbindungen kann gleichzeitig allgemein akzeptiert, unbewusst aufgeschmückt und emotional beladen sein, und hat große Auswirkungen auf die positive bzw. negative Einstellung zu MigrantInnen aus einer bestimmten Region²⁵. Auch die Möglichkeit des Erhalts der Staatsbürgerschaft kann Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl und die Motivation des/der MigrantIn haben, sich aktiv in die Gesellschaft einzubinden. (vgl. Akhtar 1999:46) M. spricht diesen Zusammenhang zwischen Staatsbürgerschaft/Pass und gefühlter Akzeptanz in folgender Textpassage an:

„I’m proud to be Irish. I’ll always be proud to be Irish, you know? I’ve even got an Irish passport. [...] And because my mother and father was born under English rule, which was part of Britain, of the UK, and cause I was born before 1947 I could get a British passport²⁶, but I’ve only been ... it was on my passport - I got “British subject” , I wasn’t “citizen” right? I was never a citizen, I was always a subject, a British subject.“ (I2, Z685-691)

Auf den Aspekt der Aufnahme der MigrantInnen durch die Bevölkerung des Residenzlandes wird im Kapitel „Identität und Konflikt – Zusammenhalt durch Ausgrenzung?“ näher eingegangen.

In Bezug auf die individuelle Ebene lässt sich zusammenfassend sagen, dass Identität nie vollkommen neu konstruiert wird. Es wird immer auf vorangegangenen Erlebnissen und Erfahrungen sowie der Verarbeitung derselben aufgebaut. Individuelle Identität verändert sich kontextabhängig. Bestimmte Faktoren - siehe oben bzw. Akhtar (1999) - beeinflussen den psychologischen Effekt der Migration auf das Individuum. Durch einen neuen Kontext können sich bestimmte Identitätsbausteine verstärken, bzw. bisher unterdrückte Aspekte ausgelebt werden. Ebenso können sich durch die neuen Umstände Bedeutungen verschieben. So veränderte sich beispielsweise für J. nach der Emigration der Stellenwert, den Religion in seinem Leben inne hatte:

„[B]ut since I ehm, since I’ve come to England it’s meant more to me. It was something to hang on to, it was something that ... I don’t know, it probably had a bigger impression on me than I realised at the time and it probably meant more.“ (I5, Z269-272)

²⁴ Zu diesen Aspekten siehe Kapitel 3.1. „Irische Migrationsgeschichte nach Bristol“

²⁵ Vgl.: Andre Gingrich (2003) beschäftigte sich in seinem Artikel „Grenzmythen des Orientalismus. Die islamische Welt in Öffentlichkeit und Volkskultur Mitteleuropas“ mit den historisch gewachsenen Einstellungen Österreichs zum „Orient“ und die Verwendung dieser Bilder in Architektur, Politik, Medien, etc..

²⁶ Für mehr Informationen zu Commonwealth, Staatsbürgerschaft und Rechten von IrInnen nach 1948, als der *British Nationality Act* in Kraft trat, und in einer konstitutionellen Revolution den Status „*subject of the King*“ durch eine Vielzahl unterschiedlicher Staatsbürgerschaftskonzepte ersetzte, siehe u.a. Randall (1999)

Zentral war für meine InterviewpartnerInnen auch das Thema der Selbstverwirklichung. England verkörperte für die meisten mehr Möglichkeiten und mehr Freiheit, vor allem in Bezug auf Berufsausübung, aber auch einen geringeren Druck seitens der katholischen Kirche:

„I probably wouldn't have achieved this in Ireland. I mean, I wouldn't have been able to go to college, you know, I wouldn't have been given a grant, you know, lots of things I wouldn't have had“ (I5, Z358-360)

„Yes I got more independent over here. I think if I had stayed in Ireland I probably would've ended up with fifteen or sixteen kids, with marriage you know, because there you weren't allowed to have contraceptives, you know?“ (I1, Z77-79)

Eine gewisse Distanz zu bzw. ein Bruch mit dem bisherigen Leben ermöglicht außerdem einen kritischen Blick und die Möglichkeit zur Reflexion der eigenen Wünsche:

„But I wouldn't like to be a farmer now, but I mean when we was kids we didn't know no difference. But when you go away from it you think ‚Oh sod that, I ain't goin' back to that again!‘ You know?“ (I2, Z163-165)

Auf einer kollektiven Ebene können bestimmte Gruppenzugehörigkeiten bzw. Identitätsbausteine in der Selbstwahrnehmung zentraler werden. Dies steht in Zusammenhang mit Selbst- und Fremdzuschreibungen sowie mit Macht. So wie kollektive Identitäten durch Veränderungen des sozialen Umfeldes und der äußeren Umstände neu definiert, bzw. die Bedeutung von Zugehörigkeiten verändert werden kann, so können diese auch weiterhin als Basis des Handelns wirken. Mit dieser Basis werden dann durch Interaktion neue Wege des Verhaltens in und des Umgangs mit der neuen Situation geschaffen. (Ethnische, religiöse, nationale, etc.) Gemeinschaften können somit als Stütze und Hilfe wirken.

6.2. Identität, Migration, und Heimat - Home from home?

Denn es gab immerhin Stunden, in denen er ahnte, dass der Heimatboden ihm das Wurzelfassen nicht eben leicht mache, und sich einigermmaßen vereinsamt und betrogen vorkam.

Hermann Hesse – Die Heimkehr

Mit dem Verständnis von Heimat wird oft ein physischer Ort, bzw. eine Vorstellung der Fixiertheit bzw. Zentriertheit verbunden. Nun stellt sich die Frage, ob diese Definition von Heimat in einer Welt, die verstärkt durch Mobilität und globale Vernetzungen gekenn-

zeichnet ist, noch realitätsgetreu ist bzw. jemals war. Obwohl eine zufriedenstellende Beantwortung dieser Frage an dieser Stelle leider nicht möglich ist, kann gesagt werden, dass traditionelle Vorstellungen von Heimat, Heimatland und Nation durch diese neuen Muster physischer Mobilität und Migration und durch neue Kommunikationstechnologien, die symbolische Grenzen auf individueller und nationalstaatlicher Ebene überschreiten, destabilisiert wurden. (vgl. Morley 2000:3) Durch günstiger werdende Transportmittel und neue Medien wird die Bindung an Zeit und Raum weniger bedeutsam und die Bildung transnationaler Identitäten einfacher. Durch die Geschwindigkeit von Kommunikation und die hohe Mobilität der Menschen wird es immer leichter möglich, soziale Beziehungen im Herkunftsland aufrecht zu erhalten. Migration muss nicht mehr den Bruch mit der Heimat bedeuten, sondern kann mit der Entwicklung hybrider Identitäten in Zusammenhang stehen.

Was beschreibt nun das Konzept der Heimat? Im folgenden Kapitel gehe ich auf verschiedene Aspekte ein, und behandle Heimat als Ort, als Gemeinschaft, als Sinneswahrnehmung und als Sehnsucht.

„H: [...] I think when we go back and you know you just arrive and you think "Gosh I'm back home!"

C: That's right! Great! I feel normal!" (I4, Z728-731)

Das Gefühl der „Normalität“, das C. hier beschreibt wird in anderen Worten von Rapport und Dawson (1998) in ihrer Definition von „home“ aufgegriffen. Heimat ist demnach die (kognitive, affektive, physische, somatische, etc.) Umgebung, in der man sich selbst am besten (er)kennt. (vgl. ebd. 1998: 21) Was in dieser Definition deutlich wird, ist die starke Verbindung zwischen Heimat und Identität.

„Would you still call it your home or is England...

Yes yes! It's always going to be my home. It's always ... Ireland is always going to be my home. I mean that's where my mum and dad, and you know, all my values, that's where I got them from. My faith and everything else, you know? And the type of person I am, I think, they probably helped me to develop that! So, I mean, I will always be Irish." (I5, Z151-156)

In diesem Sinne konstituiert Heimat eine wichtige Basis für die Manifestation und Entwicklung individueller Identitäten. Heimat als „Ort“ der Identifikation. Heimat steht jedoch nicht (nur) in Verbindung mit Harmonie, Selbst(er)Kenntnis und Schutz. Sie ist eine umkämpfte Arena, in der Interessen verteidigt und um Platz/Raum gerungen wird, um die eigene Identität zu definieren. Denn der persönliche Prozess der Reflexion und der

Bewusst-Werdung des eigenen Selbsts steht immer auch in Verbindung mit Interaktion und Dialog, und die Konzeptualisierung einer Heimat ist somit nicht von anderen (Menschen, Bedürfnissen, Interessen, etc.) trennbar. (vgl. Fog-Olwig 2002:231) In den Worten von Fog-Olwig (2002:235): *„Home, in other words, is created through social relations as they unfold in the give-and-take of ordinary everyday life. Whereas home may become a fairly abstract space of self-knowledge in narratives, it is a very concrete place of mutual relations of exchange, usually involving concrete rights and obligations, in the social life of the narrators.“*

Die Bedeutung von sozialer Interaktion bei der Kreation einer Heimat ist auch bei MigrantenInnen bzw. in der Diaspora zentral.

„I do tend to go to Irish dances, Irish social gatherings and all that. It's still in you, you know what I mean? It's ... you're meeting people from the environment you grew up in and it never leaves you. It never leaves you and you're still meeting people from your old environment. You get that understanding when you speak to one another, like, you know what I mean.“ (I6, Z74-78)

Moosmüller unterscheidet in diesem Kontext zwischen dem Verlangen nach einem Heimatland (*„desire for a homeland“*) und einem *„Heimat-Verlangen“* (*„homing desire“*). Dieses Heimat-Verlangen *„sucht nach Ähnlichkeit, nach allem, was als ähnlich zu den eigenen Gefühlen, Wünschen, Gewohnheiten, Vorstellungen, Vorlieben, etc. eingeschätzt wird“* (Moosmüller 2002:17) und steht in Verbindung mit Gerüchen, Situationen, Bildern, Dingen, Plätzen, etc.. Jedoch kann die Befriedigung dieses Verlangens nur mit anderen Menschen, d.h. durch Kommunikation und Interaktion, und die Herstellung sozialer Situationen erreicht werden, in denen Verständnis und Ähnlichkeit erlebt werden können. (vgl. Moosmüller 2002:17) In dieser Suche nach Verständnis wird auch die Verbindung zwischen Heimat und Gemeinschaft deutlich.

„I was working in an Irish community-like, like it was home from home“ (I6, Z18-19)

„And it was like being at home! Because every - you know - it didn't matter what county - you know there's 32 counties in Ireland - and they was there from every county and you could chat to everyone and everybody was friendly - you just felt at home, because you were back in amongst the Irish.“ (I4, Z351-354)

Das verbindende, und in diesem Kontext Heimat-schaffende, Element ist hier jedoch nicht eine gemeinsame Ethnizität oder Herkunft, sondern geteilte Praktiken, Routinen und Formen der Interaktion. So findet man *„Heimat“* auch nach Rapport und Dawson *„in a routine set of practices, in a repetition of habitual social interactions, in the ritual of a regularly used personal name.“* (ebd. 1998:27) Dies kann, muss aber nicht in Verbindung mit einer

gemeinsamen Herkunft, Generation oder Ethnizität stehen. Auf diesen Aspekt geht auch Heller (1995) ein, wenn sie „home experience“ mit Familiarität in Zusammenhang stellt und die Leben zweier Individuen miteinander kontrastiert. Diese Familiarität zeichnet sich bei dem Besitzer einer Trattoria in Rom durch die Muttersprache, den Dialekt, die Zeichen, Mimik und Gestik seiner Lokalität aus. Die internationale Businessfrau, die drei Apartments besitzt und deren Leben durch „geographische Promiskuität“ (Morley 2000:41) gekennzeichnet ist, ist jedoch kein Beispiel für De-Territorialisierung und Heimatlosigkeit. Von außen betrachtet erfährt sie Heimat anders als der Besitzer der Trattoria. Jedoch drückt sich die Familiarität, die sie erlebt, sehr ähnlich – nur in anderer Ausführung – aus. In den Worten von Morley (2000:42): *„She knows where the electric switch is likely to be in any hotel bedroom and is familiar with how the room’s electric switch will probably work; she knows what kinds of choices will be likely to confront her on the restaurant menu wherever she goes.“* In der Welt der internationalen Business Reisen versteht sie Gesten, Deutungsweisen und Umgangsarten der Menschen, mit denen sie verkehrt, meist ohne weitere Erklärungen. „Heimkehren“ bedeutet demnach an einen Ort, zu einem Selbst bzw. einer Position zurück zu kehren den/das/die wir kennen, wo wir uns sicher fühlen, an den/das/die wir gewohnt sind und wo unsere emotionalen Beziehungen am intensivsten sind. In diesem Kontext wird auch der Gedanke der Gemeinschaft als Heimat verständlicher. Des Weiteren bedeutet das, dass die traditionelle Vorstellung eines physisch greifbaren Ortes keine notwendige Voraussetzung für Heimatgefühle ist, bzw. Globalisierung und vermehrte Mobilität nicht direkt in Zusammenhang mit Gefühlen der Heimatlosigkeit stehen.

Wie konstituiert sich nun dieses „Heimkehren“ bei meinen InterviewpartnerInnen? Die Beantwortung der Frage erfolgt auf mehreren Ebenen und ist verbunden mit dem Heimatverständnis der Individuen. Zentral ist hier, dass die Beschränkung auf *eine* Heimat nicht der Realität entspräche. Ein Mensch kann unterschiedliche, teilweise konkurrierende Vorstellungen von Heimat haben, denn Identitäten können durch multiple Bindungen und Zugehörigkeiten gekennzeichnet und beeinflusst sein, hervorgerufen durch Erfahrungen und Erinnerungen. So antworteten alle InterviewpartnerInnen auf die Frage, was „Heimat“ für sie bedeute, dass Irland immer ihre Heimat bleibe. Gleichzeitig brachten viele Heimat in Verbindung mit Familie und somit mit England:

„Everytime I go to Ireland I’m saying ‘I’m going home.’ You still call it ... in here it’s still ... it’s where we were born, [...] no it’s a ... it’s my home here now – as far as I’m concerned. My grandchildren are here now and whenever I go to Ireland I always say ‘I’m going home’.“ (I6, Z66-69)

Inwiefern HeimatEn von Individuen wahrgenommen werden, hängt zudem von ihrer Position in der Gesellschaft und Veränderungen in der Selbst- und Fremdwahrnehmung ab:

“I’ve great Bristolian friends and they’re great when they get to know you but they do take their time to get to know you. And you know, maybe again - I don’t know whether it’s to do with being Irish - we were the outsiders coming in. But certainly once they got to know you you were fine - you were accepted. But it did take time.” (I4, Z556-559)

Bei dem Aspekt der „Heimkehr“ nach Irland möchte ich an dieser Stelle das Konzept des emotionalen Auftankens nach Akhtar (1999) zurück greifen. In diesem Kontext ist Irland als Ort, als Konzept und als Imagination zu verstehen.

Auf Aspekte des intramuralen Auftankens – durch die Unterstützung und den Kontakt mit der Gemeinschaft im Residenzland - wurde bereits in Kapitel 5 eingegangen. Durch das Teilen von Erfahrungen, Erlebnissen, Erinnerungen und das gemeinsame (Er)Leben von positiven und traurigen Anlässen, wird eine Heimat (re)konstruiert. In diesem Sinne wirken soziale Beziehungen als Knotenpunkt für Heimatgefühle und umgekehrt.

In Bezug auf das extramurale Auftanken konzentriere ich mich an dieser Stelle auf den Kontakt mit Verwandten/Bekannten in Irland und die Mittel die verwendet werden, um diesen Kontakt zu ermöglichen. Auf die teilweise konflikthafter Reisen zurück nach Irland werde ich in Kapitel 6.3. eingehen. Bei der Aufnahme und Aufrechterhaltung des Kontaktes spielen neben Telefon und Grußkarten zu großen Anlässen vor allem Chats, Facebook und Skype eine große Rolle.

„Ehm, so basically as I say mostly by the phone. Ehm, and now we’re on Skype as well so you can actually speak to them and see them at the same time” (I5, Z418-419)

Joana Breidenbach und Ina Zukrigl gehen in „Vernetzte Diasporas“ (2002) explizit auf das Potential und die Bedeutung des Internets für MigrantInnen und Diasporas ein. So ist es beispielsweise durch das Internet möglich, auf eine effektive und kostengünstige Weise Familienbeziehungen auch über große Distanzen hinweg aufrecht zu erhalten (vgl. ebd. 2002:287ff.).

Die Überwindung von Distanz wird auch durch unterschiedliche Software Programme erleichtert. So zeigte mir M. am Ende unseres Interviews auf Google Earth sein Heimatdorf, seine Farm, seinen Schulweg, die ehemalige Schmiede seines Vaters und den Ort, an dem er und seine Schwester täglich Wasser holten. Neben dem Sehen werden auch der Geruchs-, Geschmacks- und Hörsinn intensiv zur Herstellung von Nähe benutzt. Beispiele sind irische Musik und Akzente sowie bestimmte Nahrungsmittel und Gerichte, die an Irland bzw. eine Kindheit in Irland erinnern.

„We never ate sliced bread. My mother baked every day. Fresh bread every day [...] I miss the Irish cheese. I still go back, when I go over and I bring some back with me.” (I1, Z330-332)

„[A]nother thing is if you work out in the fields all day long your mother or my auntie or whoever was still there at the farm, they’d come out with a big bottle, you know, a lemonade bottle with tea already made up, with all the Irish bread, the home-made bread, you know? And we sat there with cheese and whatever we had, having lunch in the field, and that was ... you know ... that was life.” (I2, Z118-121)

Die besondere Bedeutung von Gerüchen wurde mir bei S. und seiner Frau bewusst, als sie zusammen mit P. und J. ein Duftlämpchen in Form eines *Irish Cottage* hervor holten, in dem ein Räucherkegel entzündet wird, woraufhin aus dem Schornstein des Häuschens nach Torf riechender Rauch stieg, und alle begannen, über Erinnerungen an Irland bzw. ihre Kindheit dort zu erzählen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Heimat auf individueller Ebene als wichtige Basis für Identifikationen sowie für die Entwicklung und Definition der eigenen Identität wirkt. Dies ist mit der Aushandlung von Interessen und einem Kämpfen um „space“ verbunden. Hier wird bereits deutlich, dass Heimat (wie Identität) nie nur Projekte von Individuen sind. Diese sehr persönlichen Prozesse sind im Zusammenhang mit Reflexion, Selbst-Wahrnehmung, Kommunikation und Interaktion zu sehen. Durch geteilte Praktiken, Routinen und sozialen Interaktionen wird Familiarität hergestellt, und somit ein Heimat-Gefühl geschaffen. Diese sozialen Interaktionen finden jedoch nicht nur auf interpersonaler *face-to-face* Ebene statt, sondern werden auf die virtuelle Ebene ausgeweitet. Dies ermöglicht den MigrantInnen nicht nur Kontakte zum Herkunftsland schneller und kostengünstiger herzustellen, sondern außerdem den Kontakt zu Menschen in ähnlichen Situationen weltweit zu suchen²⁷. Heimat-Gefühle entstehen somit in der Interaktion mit anderen, wobei auch andere Sinneserfahrungen dazu führen können, dass diese Gefühle (bzw. Erinnerungen) intensiv (wieder)erlebt werden. Die unterschiedlichen, multiplen und teilweise konkurrierenden Heimat-Vorstellungen meiner InterviewpartnerInnen sind neben sich verändernder Selbst- und Fremdwahrnehmungen auch im größeren Kontext des Residenzlandes, der gemeinsamen Geschichte beider Länder, der aktuellen sozio-politischen Situation und der Aufnahme der MigrantInnen durch die Residenzgesellschaft zu sehen.

²⁷ Die Homepages www.irishinbritain.com, www.irishnetworkbritain.org, www.globalirish.ie, www.irelandroots.com, www.diaspora.ie, www.irishgathering.ie, und www.europeanirish.com sind nur einige Beispiele für zahlreiche Netzwerke und Plattformen, in denen irische MigrantInnen die Möglichkeit haben, in Kontakt mit der virtuellen irischen *community* zu treten. Services beinhalten die Möglichkeit, Kontakte aufzubauen, Erfahrungen zu teilen, Informationen über Organisationen und Aktivitäten, zu erhalten, sowie teilweise die Rückverfolgung der eigenen Herkunft, bzw. der eigenen irischen „Wurzeln“.

6.3. Identität und Konflikt – Zusammenhalt durch Ausgrenzung?

Wer immer du bist, wie einsam auch immer, die Welt bringt
deiner Phantasie sich dar und ruft dich mit dem Schrei der
Wildgans an, erregend und schrill - und immer wieder dei-
nen Platz verkündend, in der Familie der Dinge.

Mary Oliver, *Wild Geese*

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit Veränderungen im Gemeinschaftsbewusstsein und in der Selbstwahrnehmung durch Konfliktsituationen. Konflikte sehe ich als ein zu erwartendes und funktionales Ergebnis eines sozialen Systems. Sie sind Teil der Konstruktion unserer sozialen Realität und von großer Bedeutung für den sozialen Wandel und die Entwicklung von Gesellschaften. Die soziale Bedeutung von Konflikten erfasste auch der Konflikttheoretiker Georg Simmel. Für ihn sind Konflikte selbst Formen der Vergesellschaftung, die ihre potentiell positive, sozial-integrative Wirkung durch die Sozialisierung der Individuen und die Herausbildung von Regeln und Strukturen erhalten. (vgl. Imbusch/Zoll 2006:161) In weiterer Folge kann Konflikt als soziales Handeln definiert werden, das auf der Wahrnehmung von teilweise inkompatiblen Interessen oder Intentionen zweier oder mehrerer Personen/Gruppen basiert. Die Wahrnehmung der unvereinbaren Interessen muss hierbei nicht von beiden Seiten geteilt werden. Konflikte verfügen außerdem sowohl über kontrollierte als auch über überraschende Elemente. Der Aspekt der Überraschung gibt ihnen eine hybride Struktur. Die vorhersagbaren Aspekte beinhalten Werte, Normen und institutionalisierte Arrangements, die Handlungen begrenzen und gleichzeitig das Ergebnis dieser Handlungen berechenbar machen. (vgl. Elwert 2004:26-9)

Meine InterviewpartnerInnen nahmen (und nehmen) Konfliktsituationen grob auf zwei Ebenen wahr. Zum einen geht es um Diskriminierung in England, wobei dies vor allem in den 70er Jahren in Verbindung mit den *Troubles*²⁸ zum großen Problem wurde, aber auch

²⁸ Die Bezeichnung „*Troubles*“ bezieht sich auf Akte der politischen Gewalt in den Perioden 1916-23 und 1968-94. In den 30 Jahren bis 1999 wurden in Nordirland 3376 Menschen getötet und 42 000 verletzt. Dies entspricht 3% der Bevölkerung. Des Weiteren kam es zu materiellen Schäden, Kompensationszahlungen und Verlusten in Zusammenhang mit internationalem Prestige - vor allem der britischen Regierung in Bezug auf ihre Aktionen in Nordirland und Fehltritte des britischen Justizsystems. Einer der berühmtesten Fälle betraf 1974 die ungerechtfertigte Verurteilung der Guildford Four und der Birmingham Six mit der Anschuldigung an Bombenattentaten der IRA in England beteiligt gewesen zu sein. Wie bei den Maguire Seven und Judith Ward - die ebenfalls fälschlicherweise als Terroristen verurteilt wurden - wurden die Urteile auf der Basis falscher Beweise und von Geständnissen, die durch Gewalt und Einschüchterung erzwungen wurden, gefällt.

heute noch ein Thema für die MigrantInnen der 1. Generation und deren Kinder darstellt. Als potentiell konflikthaft erlebt werden außerdem Besuche in Irland, und eine mit der Migration in Zusammenhang stehende fehlende Akzeptanz als legitimer Teil der Gemeinschaft (meist auf Dorfebene). J. erlebt diese Konflikte um Akzeptanz sowohl in England als auch in Irland sehr stark:

„I know I live in England, but I probably feel as though I’m still kind of an intruder or an outsider if you like. You know I wasn’t born here ... because I was born in Ireland that’s really where I belong.“ (I5, Z229-231)

„Well if I go back, if I go back now, if I’m honest, with my immediate family, I don’t know whether it would happen maybe even here, but you feel a bit of an outsider. Cause you’ve been away for so long. As I said I’ve been away for fifty years. [...] And ... but with the locals like, as I said one of the problems with Ireland, they tend to class people as, what they call Blow Ins, you know, you just arrived, they don’t realize that you’ve been around for a long time, you know? And they kind of ... the other thing you notice as well like if you’re doing things they think – because you’ve been to England – you’re a bit of a know-all – that kind of thing. And, you know, you’re a bit of a smart-aleck. So therefore they’re always a bit cagey of you.“ (I5, Z395-404)

Hier wird wieder sehr deutlich, dass eine Identifizierung und Selbstwahrnehmung als Gruppenmitglied – in diesem Fall als IrIn – nur eine Seite der komplexeren Realität des Zusammenspiels von Selbstwahrnehmung und Fremdzuschreibungen darstellt.

Bei der Selbstwahrnehmung als IrIn spielen Sprache und Akzente eine große Rolle. So wird die erlebte Distanz, die sich aus dem Leben in England entwickelte, durch die Übernahme des Akzents vermindert. So wurde beispielsweise bei M. die Entfremdung, die es für ihn unwahrscheinlich machte wieder nach Irland zu ziehen, durch die Wiederaufnahme des Dialekts verringert. Zwar besteht eine Unterscheidung zwischen ihm und „ihnen“ weiter, die vorgestellten Unterschiede werden jedoch abgebaut

„I’ve been here sixty years so, [laughs] it’s hard to ... you sort of ... well I’m not actually because, when we went over in '98 I took my daughter and my son in law and ... within a couple of days I picked the accent up! You know? And I started talking like they do!“ (I2, Z254-256)

Wie bereits erwähnt, war die Gewalt der Troubles nicht auf Nordirland beschränkt, sondern beinhaltete auf loyalistischer Seite unter anderem Autobomben in Dublin und Monaghan, bzw. die Ermordung britischer Soldaten und Zivilisten durch die IRA in Europa. (vgl. Goodby 2003a:243f) Die Diskriminierung und Viktimisierung der IrInnen in Großbritannien erlebte in dieser Zeit erneut eine verstärkte Aktualität. Für mehr Informationen zu den Troubles siehe u.a.: Cairns/Richards (1988), Harris (1972)

Wie Moerman (1988:xi) anmerkt, kann eine gemeinsame Sprache als verbindendes Element wirken, mit dem Identitäten und Kultur reproduziert werden können.²⁹ Des Weiteren ermöglicht Sprache den Mitgliedern einer (Sprach)gemeinschaft die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Außerdem enkodiert sie gemeinsames Wissen und ermöglicht dessen Tradierung. (vgl. Senft 2003:258). Ebenso wie ein irischer Akzent zu mehr Akzeptanz in Irland führen konnte, so war er im England der 70er Jahren mit Problemen und Ausgrenzung verbunden.

„And cause you know it's like everybody thinks because you speak with that accent you're involved“ (I1, Z99)

„H: Especially I think when the Troubles came to England - the worst of the IRA and the bombings and that, you know you would be more picked upon in shops because people would look as soon as they hear an Irish and then you were looked at suspicious once you opened your mouth! [...] You just would never open you mouth really in public because you know they'd hear you talking. And you probably were watched a little bit more.“ (I4, Z864-871)

Obwohl für viele Menschen der Nordirlandkonflikt bereits in Irland eine zentrale Rolle in ihrem Leben einnahm, wurden viele der MigrantInnen, die im Süden Irlands aufwuchsen, erst in England mit dem Konflikt konfrontiert:

„I didn't know any difference. We were never brought up thinkin - it wasn't until I actually came to England that I found out. I realized that there was this problem, this serious problem with Catholics and Protestants in Ireland.“ (I1, Z266-268)

„[I]t was ... the church over here, you know. It wasn't, it didn't come up in Ireland because you're nearly all Catholics like ... but there was no sort of religious resentment where I came from, not like up in the North, because they were predominantly Catholic anyway down South you know? But eh ... yeah it was funny here with the, you know, with the church. You couldn't ... you weren't allowed to go into a Protestant church and you weren't allowed to eeh - the things you weren't allowed to!“ (I2, Z233-238)

Durch die *Troubles* fand außerdem eine starke Homogenisierung und eine Markierung/Absetzung irischer MigrantInnen aufgrund bestimmter Charakteristika (v.A. Herkunft und Sprache, aber auch Religion) von der Gesellschaft statt. J. vergleicht die Situation irischer MigrantInnen damals mit dem Umgang der Gesellschaft mit muslimischen MigrantInnen heute:

²⁹ Für mehr Informationen zur diskursiven Konstruktion und Bestätigung von Gemeinschaftsgefühlen und multipler Identitäten durch Sprache siehe u.a. „The language of belonging“ von Meinhof und Galasiński (2005).

„You know, because people were so nervous! And of course being Irish as well, I mean, that didn't help obviously! I think it's probably - I suppose it's like with the Muslim people. You know, they probably think you know everybody looks and they're all...that's another problem with people that they tend to label people.“ (I5, Z210-213)

Es soll nun auf die Frage eingegangen werden, inwiefern diese Erfahrungen des Ausschlusses zu einem verstärkten Bedürfnis nach Gemeinschaft beitragen. Wie bereits erwähnt, kann eine Diskriminierung aufgrund bestimmter Merkmale zu einer größeren Bedeutung ebendieser Identitätsaspekte in der Selbstwahrnehmung führen.

„When I came to this country first and they give me attitude as you're saying - it was a disaster really. Because when I said to you, I came to London I was living rough [...] I mean you went around looking for digs and every door you went to was "Sorry, no Coloured, no Irish" [...]. But those were the general state of affairs of it being difficult to get on in London, that's where the negative was. Nobody wanted Irish people. [...] What I said to you about solving that problem was to delve into the cultural side of Irish. Use the priest, use the nun, use the dance halls.“ (I3, Z365-380)

In diesem Fall war es unter anderem die Diskriminierung am Arbeits- und Wohnungsmarkt, Stereotypisierungen und öffentliche Beleidigungen in Bezug auf die Herkunft, welche die große Bedeutung von „Irishness³⁰“ für meine InterviewpartnerInnen erklären könnte.

Die Bedeutung von Fremdwahrnehmung und Migration in Verbindung mit der Konstruktion einer kollektiven Identität sieht auch Belchem (2003:14) wenn er sagt, dass *„Migration may have helped to construct an „imagined“ national identity, to superimpose a wider „invented“ affiliation upon traditional and instinctive sub-national loyalties, but it was a delayed and interactive process within which host labelling was an important factor.“* So werden, wie bereits erwähnt, auf einem höheren Level der Segmentation (Baumann 2004) interne Differenzen als weniger wichtig betrachtet. In diesem Kontext geht es um Unterschiede in Bezug auf regionale Herkunft, unterschiedliche Erfahrungen, Klasse und Geschlecht, die in Konfliktsituationen angesichts eines externen Gegners/Problems in den Hintergrund rücken³¹. In die-

³⁰ „Irishness“ als eine (nationale, ethnische oder kulturelle) Kategorie ist immer in Bewegung, wird permanent neu definiert und besteht aus unterschiedlichen Definitionen und Auffassungen. Des Weiteren steht Kulturelles immer in Zusammenhang mit Politischem und Sozialem. Rickard geht auf die Verbindung von Definition, Macht und Identität ein: *„‘Irishness’ has clearly become a tool or even a weapon for defining what Irish culture should be.“* (ebd. 1994:14)

³¹ In Anlehnung an die Erkenntnis, dass äußere Konflikte inneren Zusammenhalt schaffen (vgl. Woehle/Coy 2000), kann der Gruppenerhalt somit auch durch Ethnozentrismus gesichert werden. Die Eigengruppe bestätigt sich ihr Dasein, indem sie sich von anderen absetzt. Besonders Feindbilder stabilisieren die Eigengruppe, z.B. durch Ablenkung oder Vernebelung von gruppeninternen Problemen. Durch die Überbe-

sem Fall geht es sehr stark um Abgrenzungen und eine Unterscheidung zwischen „wir“ und „ihnen“.

Vor allem in der Anfangszeit in England konstituierte sich der Gruppenzusammenhalt größtenteils durch äußere Konflikte und Orientierungslosigkeit im Residenzland. Neben Herkunft und Religion stellte vor allem Sprache ein zentrales Mittel der Ein- und Ausgrenzung dar. Durch die erfahrene Unsicherheit und fehlende Akzeptanz seitens der Gesellschaft fand eine Orientierung hin zu gewohnten Umgangsweisen, Kulturaspekten und Institutionen statt. Im Laufe der Zeit änderte sich der Grund des Zusammenhalts. Der Gemeinschaftssinn bestand nun weniger aufgrund äußerer Konflikte, sondern vielmehr aufgrund innerer geteilter Erfahrungen und Interessen. Durch diese Veränderung wandelte sich auch die Bedeutung von Grenzen bei der Identitätskonstruktion. Der Zusammenhang dieser Veränderungen mit äußeren Umständen darf hier jedoch nicht vernachlässigt werden. Die Gründe sind vielfach und reichen von intranationaler Migration, sozialem Auf-/Abstieg, Verlagerung der Fremdenfeindlichkeit auf andere ethnische Gruppen, der Entscheidung in England zu bleiben und einer damit verbundenen stärkeren Integration sowie Heirat und der Geburt von Kindern im Residenzland. Dies sind bei weitem nicht alle Faktoren. Die starke Orientierung meiner InterviewpartnerInnen in ihrer Anfangszeit in England hin zu Irland und anderen MigrantInnen kann unter anderem auf die angenommene Begrenztheit ihrer Emigration und auf die konflikthafte Aufnahme durch die Gesellschaft des Residenzlandes zurückgeführt werden. Die Veränderungen im Wesen der kollektiven Identität der Gemeinschaft sind gekennzeichnet durch eine langsame Bewegung weg von Abgrenzung, hin zu einem Zusammenhalt aufgrund gemeinsamer Erfahrungen, Erinnerungen und Interessen.

An dieser Stelle soll gezeigt werden, dass zwar zwischen Diskriminierung, Konfliktwahrnehmung und einer stärkeren Konzentration auf vertraute Formen der Interaktion/Sozialisation ein Zusammenhang besteht, jedoch keine ausschließliche kausale Verbindung hergestellt werden kann zwischen einem Abnehmen von Diskriminierung und verstärkter Integration in die Gesellschaft des Residenzlandes, da noch weitere Faktoren bei diesem Prozess eine Rolle spielen. Klar ist jedoch, dass der Schlüssel zu einer systematischen Annäherung an eine Konfliktlösung und ein respektvolles Zusammenleben in der Demystifikation von Stereotypen und Vorurteilen und im Kampf gegen Diskriminierung liegt. Dies geschieht durch die Förderung von Gemeinschaft, *empowerment* und der Ausweitung fundamentaler partizipativer Rechte; sowie durch die Offenlegung von Struktu-

tonung der gemeinsamen Werte und Normen in der Eigengruppe werden gruppeninterne Einstellungs- und Verhaltensunterschiede häufig übersehen. Diese Kontrastverstärkung ist charakterisiert durch die Überakzentuierung der Unterschiede der eigenen zur anderen Gruppe, und die Untertreibung der Gemeinsamkeiten zwischen den Gruppen.

ren und Systemen auf institutioneller, und vermehrter Reflexion und Offenheit auf individueller Ebene.

6.4. Identität und Zeit – Vergangenheit und Verbundenheit

Doch zugleich gibt es Dinge, die man nie vergessen kann, ganz gleich, wie viel Zeit vergeht und was inzwischen geschehen sein mag. Erinnerungen, die nicht verblassen, die ein festes Fundament im Inneren bilden.

Haruki Murakami – Kafka am Strand

In diesem Kapitel treten Migration und Konflikt in den Hintergrund, obwohl sie weiterhin im Grundgerüst bedeutungsvoll mitschwingen. Der Fokus dieses Kapitels liegt auf „Zeit“, in Zusammenhang mit Generationen, Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Es ist mir persönlich wichtig, auch diese Seite des Gemeinschaftsbewusstseins zu beleuchten, vor allem auch da sie sehr viel verborgener und leiser scheint als die bisher behandelten Aspekte. Hier geht es vor allem um Veränderungen durch das natürliche Fortschreiten der Zeit und um die verbindende Kraft von Erinnerungen. Zentral bei der Beschäftigung mit Erinnerungen ist ihr kommunikativer, interaktiver Aspekt. In den Worten von Meinrad Ziegler (1995:42): „Erinnerung geschieht nicht in erster Linie dadurch, dass Vergangenes in unseren Köpfen aufbewahrt werden, an Orten, zu denen nur wir allein Zugang haben. Erinnerungen werden uns von außen ins Gedächtnis gerufen, und die Gruppen, denen wir angehören, geben uns in jedem Augenblick die Mittel in die Hand, sie zu rekonstruieren.“ Das heißt, dass Erinnerung und Gedächtnis nicht ausschließlich auf Individuen bezogen werden dürfen, und ihre Verbindung mit Gemeinschaften und kollektiven Arten des Ausdrucks und des Revitalisierens von Erinnerungen Beachtung finden müssen. Dies geschieht durch Kommunikation und Interaktion. Auch Antze und Lambek (1996) betonen den interaktiven Aspekt des Erinnerns. Sie gehen jedoch noch einen Schritt weiter, indem sie eine Brücke zwischen Erinnern und Identität bilden. Erinnerung wird hier als soziale Praxis gesehen. Durch den Akt des Erzählens ordnen wir immer wieder verschiedenste Erfahrungen zu einem kohärenten Selbst-Bild. Erinnerungsarbeit wird so zu Identitätsarbeit. Durch die Verarbeitung unserer Erfahrungen durch das Erzählen positionieren wir uns, nehmen uns selbst wahr und machen anderen deutlich, wie sie uns wahrnehmen sollen. Es besteht somit eine dialektische Verbindung zwischen Erinnerung, Erzählungen und Identität, die sowohl auf individueller, als auch auf interpersoneller Ebene wirkt. (vgl. Schwalgin 2004)

Zentrales Thema meiner InterviewpartnerInnen war unter anderem das Aufwachsen in Irland, das bei allen in Verbindung mit Natur, Glück, Zusammenhalt, Schlichtheit und harter Arbeit steht. In diesem Zusammenhang findet Identitätsarbeit zum einen im Umgang miteinander, d.h. in der Gemeinschaft/Gruppe, statt – durch das Austauschen von Erinnerungen an eine als ähnlich erlebte Kindheit und an die Anfangszeit in England. Doch auch in den Interviewsituationen mit mir erinnerten und positionierten sich meine InterviewpartnerInnen³² - hier beispielsweise in Bezug auf Irland heute:

„I think it's changed a lot. It's not like Ireland was. Even when I go home, Ireland don't seem to be like Ireland. It's very cosmopolitan now you know, you got lots of different nationalities in there like, you know. I mean when I was in Ireland, eh, when we were kids growing up we wouldn't - you know - I didn't even know what a black person looked like. You understand?“ (I1, Z151-155)

„And I can remember every little lane as I said, and where - well, where everybody used to live, I mean it's changed. When we went over in '98 it's changed so much, there's so much building going on ... what you think was a field there's a house there and the farms have expanded“ (I2, Z306-309)

Neben einer - als sehr positiv beschriebenen - Vergangenheit/Kindheit steht hier die Gegenwart (Irlands), die von Veränderungen gekennzeichnet ist, welche möglicherweise durch die zeitliche Distanz zwischen den Heimatbesuchen umso deutlicher hervortreten. Durch die Positionierungen gegenüber ihren Erfahrungen und das Aufbereiten derselben für jemand Außenstehenden, wurde Vergangenes in einen sinnvollen Zusammenhang gestellt und Einfluss auf die Selbst-Wahrnehmung genommen.

Identitätsarbeit findet somit einerseits durch Erzählungen im privaten Raum statt. Dies beinhaltet die Weitergabe an andere Menschen/Generationen und eine Positionierung gegenüber dem Geschehenen. Andererseits findet Identitätsarbeit auch in der Öffentlichkeit, durch kollektiv performative Handlungen, statt. Auf die verschiedenen Arten der irischen Gemeinde in Bristol, sich nach außen als Gemeinschaft darzustellen und als Einheit zu präsentieren, und gleichzeitig nach innen ein Selbst-Bild zu kreieren bzw. aufleben zu lassen, wurde im Kapitel „Repräsentationen von Identität“ bereits genauer eingegangen. Zentral sind hier die Parade anlässlich des *St. Patrick's Days* sowie die verschiedenen Institutionen der Gemeinschaft, wie z.B. die *Bristol Irish Society* oder der *St. Bonaventure's Irish Club*. Sowohl die öffentliche Arena, als auch der private Bereich können als sich über-

³² Zu Dynamik, Positionierungen und Interaktionsprozessen in Interviewsituationen siehe Kapitel 2.1. sowie Helfferich (2009) und Schwalgin (2004)

schneidende soziale Räume gesehen werden, in denen sich individuelle und kollektive Erinnerungsprozesse vollziehen und zu Identitätsarbeit werden. (vgl. Schwalgin 2004:128)

Atzler geht näher auf die Bedeutung kollektiven Erinnerns für Identitätskonstruktionen ein. Zentral sind bei ihm die Wandelbarkeit von Identität, ihre Abhängigkeit vom zeitlichen Kontext und die Gedächtnis-Dimension, die sich oft durch Nostalgie ausdrückt. „Mittels des kollektiven Gedächtnisses, einer gemeinsamen Geschichte, mittels kollektivem Erinnern und Feiern vergangener Meilensteine in der Geschichte einer Nation, eines Landes, einer Ethnie wird Stolz generiert.“ (ebd. 2006:24)

Ein verbindender Aspekt der irischen Gemeinde in Bristol ist sicherlich unter anderem die Generation sowie die geteilte Erfahrung der Migration, auch wenn sie von jedem/r anders erlebt und verarbeitet wurde. So antwortet S. auf die Frage, was die irische Gemeinschaft in Bristol seiner Meinung nach verbinde:

“I suppose it’s just heritage. Because we all – everyone in our generation like – we all grew up under the same circumstances in different parts of Ireland. And we all understand each other, do you know what I mean?” (I6, Z148-150)

In Bezug auf die gemeinsame Generation sind es zum einen Erinnerungen an eine Gemeinschaft wie sie früher war, verbunden mit Veränderungen bedingt unter anderem durch den Tod vieler Mitglieder.

„Ehm, when I first came to Bristol, I mean you have the hall up there and it would be full of people, like on St. Patrick’s night and Christmas time, and now I should think it’s probably a third full you know ... so we are certainly dwindling, you know we seem to go to more funerals at the moment. [...] I’m going to a couple of funerals a year now and each one has been a member that’s done different things and different jobs and you know, played a different role in the situation, you know, took part in sports and stuff like that.“ (I5, Z499-518)

Neben Erinnerungen sind es jedoch auch Unterschiede und Absetzungen zu sowie Entwicklungen in jüngeren Generationen, die eine verbindende Entwicklung haben. Sowie bei der Erfahrung der Migration ist es nun ähnlich Erlebtes, das Nähe generiert.

„Oh it was just ... yeah we did have some fun in them days! Good old days. But all this all seems to have disappeared now, you know? Well we get family get-togethers, but, like the ones you’ve ... I suppose different generations...it’s too fast now life isn’t it? I reckon it is anyway.“ (I2, Z298-301)

Es sind somit nicht nur Identitätsbausteine wie Gender, Nationalität oder Religion, die ein Gefühl der Zusammengehörigkeit generieren können, sondern auch Aspekte wie Genera-

tion und die damit in Verbindung stehenden erlebten Veränderungen und Erfahrungen. Im Leben meiner InterviewpartnerInnen sind es vor allem Erfahrungen der Migration, Unterschiede und Absetzungen zu verschiedenen Gruppen, erlebte Veränderungen und Erinnerungen an eine Kindheit in Irland, die durch Erzählen, gemeinsames Verarbeiten und Teilen der Erfahrungen ein verbindendes Gefühl schaffen.

7. Schlussbemerkungen

I am two. One looks back, the other turns to the sea.
The nape of my neck seethes with good-byes and my
breast with yearning.

Gabriela Mistral – The Immigrant Jew

An dieser Stelle möchte ich nun in zwei Teilen auf die eingangs erwähnten Forschungsfragen zurückkommen. Der erste Teil widmet sich im Folgenden der Frage, welche Rolle Differenz und Grenzen bei der Identitätsbildung spielen.

Durch die Reflexion und kritische Auseinandersetzung mit Konzepten und Theorien zu Identität und Differenz, in Verbindung mit den Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen entstand folgende Definition von „Identität“: Identität wird hier als Konstrukt verstanden, das durch die sozialen, „*meaning-structured and meaning creating*“ (Straub 2002:67) (Inter)Aktionen der Individuen fortwährend neu (re)produziert wird. In diesem Sinne kann Identität als nie abgeschlossenes Projekt eines Individuums oder einer Gruppe gesehen werden. Sie ist dynamisch, kontradiktorisch und multipel. Besonderer Fokus liegt auf Komplexität, Vielschichtigkeit, *agency* und Kontextabhängigkeit. Individuen müssen als handelnde Personen in den Prozessen der Identitätsbildung Beachtung finden, wobei Identität als Konstrukt auch von Fremdwahrnehmungen, sozialen Normen, Machtverhältnissen und gesellschaftlichen Erwartungen geprägt ist.

Bezüglich Differenz und Identität vertrete ich auf individueller Ebene ein schwaches Differenzkonzept. Das bedeutet, dass *Othering* und Zugehörigkeit als konstitutive Komponenten von Identität (an)erkannt werden. Das „Andere“ wird als existierend respektiert, jedoch nicht in essentialistischen Begriffen fixiert, d.h. es konstituiert keinen fixen Gegenpol zum „Eigenen“. Die Differenzen begründen sich nicht wechselseitig und sind – ebenso wie Identität – kein absolutes Kriterium, sondern kontextabhängige Variablen/Funktionen. Gleich der Identität, erwächst das „Andere“ innerhalb gesellschaftlicher Erfahrungs- und Interaktionsprozesse durch Kommunikation und Sprache. Sowohl Grossberg (1996), als auch Baumann und Gingrich (2004) bieten Modelle, die uns ermöglichen, die Logik der Differenz, zugunsten einer Politik der *Otherness*, hinter uns zu lassen.

Auch auf Gemeinschaftsebene distanzieren mich von einem exklusiven Fokus auf Grenzen, obwohl ich die Bedeutung von Abgrenzungen in Bezug auf Gemeinschaften anerkenne. Eine ausschließliche Konzentration auf Grenzen und Differenz würde jedoch zentralen Elementen kollektiver Identität sowie der Grenzen überschreitenden Kraft von sozialen Bewegungen, nicht genügend Beachtung schenken. Eine wichtige Unterscheidung

wurde in Bezug auf die Benutzung des Wortes „Grenze“ gemacht – so wird zwischen *border* (Grenze im räumlichen Sinn) und *boundary* (im übertragenen Sinn) differenziert. Das Konzept der *boundary* wird des Weiteren als a) strukturell, bzw. organisatorisch, und als b) subjektiv und in ihrer Natur sozial gesehen. Beiden Konzepten kommt eine identitätsstiftende Funktion zu. So verändert sich einerseits die eigene (rechtliche, soziale und politische) Position durch das Überschreiten einer *border*. *Boundaries* stehen in Zusammenhang mit Selbst- und Fremdwahrnehmungen, Wertemaßstäben, Rahmenbedingungen und Gesellschaftsstrukturen. Außerdem kann eine durch Ausgrenzung erfolgte Fremdzuschreibung wesentlich zur Identitätskonstruktion beitragen – man empfindet die Kategorie als zunehmend bedeutungs-voller. In diesem Kontext spielt der Faktor Macht, in Verbindung mit der Frage, wer diese Grenzen zieht, eine wesentliche Rolle.

Des Weiteren muss zwischen dem kohärenten Bedürfnis zu differenzieren, und Grenzen der Differenzierung unterschieden werden. Diese sind variabel, kontextgebunden, haben keine universelle Gültigkeit, und werden – wie Zuschreibungen und Zugehörigkeiten – durch alltägliche Prozesse der Kommunikation und Interaktion mit anderen Individuen und Gruppen permanent neu definiert. Im Fokus steht die Wandelbarkeit und Verhandelbarkeit von Grenzen. Das Aushandeln von Grenzen auf symbolischer und sozialer Ebene spielt des Weiteren eine wichtige Rolle im Prozess der Ausformulierung und Aufrechterhaltung von Identitäten. Nähe und Zugehörigkeit können jedoch auch durch die Konzentration auf einen Kern bzw. eine positive Eigendefinition, und nicht nur durch Abgrenzung nach außen, entstehen und bestehen. So ist es auch die Verkörperung und Repräsentation dieses Kerns durch die Gruppenmitglieder, die zentral für ein Gemeinschaftsbewusstsein ist. Individuen formen Bestandteile verschiedener Kollektive, indem sie sich mit bestimmten Erfahrungen, Erwartungen, Werten, Regeln und Orientierungen identifizieren. Die Realität und Identität kollektiver Subjekte hängt von den Identifikationen ihrer Mitglieder ab. Eine kollektive Identität ist in diesem Konzept das Bild, welches das Kollektiv von sich konstruiert, und mit dem sich die Mitglieder identifizieren – die Stärke bzw. Schwäche dieses Bildes ist abhängig vom Denken und den Aktionen der Mitglieder und kann diese wechselwirkend beeinflussen und motivieren. Neben der (Re)Produktion dieser Bilder müssen sie auch gefördert und für die Zielgruppe zugänglich gemacht werden. Dies geschieht zunehmend auf internationaler und transnationaler Ebene, erleichtert durch die zunehmende Vernetzung und Geschwindigkeit der Kommunikationsmöglichkeiten.

Gemeinschaften und kollektive Identitäten werden somit als Konstrukte von Individuen, die durch soziale Aktion entstehen und sowohl ein symbolisches als auch praxisnahes Bezugssystem bilden, verstanden. Der Kern dieser Gemeinschaften – ebenso wie die Bedeu-

tung von Abgrenzungen – variiert, und kann sowohl freiwillige als auch unfreiwillige Identitätsbausteine umfassen.

Im folgenden zweiten Teil soll der Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung die Bereiche Migration, Heimat und Konflikt für die individuelle Identitätskonstruktion und das Gemeinschaftsbewusstsein, bzw. Zugehörigkeitsgefühl meiner InterviewpartnerInnen haben.

Migration wird in dieser Arbeit als Prozess gesehen, der sich (1) durch den permanenten, bzw. semi-permanenten Charakter der Bewegung, (2) der Überschreitung einer *border*, bzw. *boundary*, und im Bezug auf Gemeinschaft (3) durch sozialen Wandel (i.e. Veränderungen im Status oder in der Beziehung zu einer lokalen, regionalen oder nationalen Gemeinschaft), auszeichnet. Zentral sind außerdem Disassoziation, Transition, und Re-Assoziation (in Bezug auf soziale Beziehungen, die vertraute Umgebung, und den physischen Raum), die als drei Aspekte des Prozesses interaktiv miteinander in Zusammenhang stehen. Die Gründe für die Migrationen meiner InterviewpartnerInnen können nicht auf eine einzelne Erklärung reduziert werden, und müssen im (historischen, politischen und sozialen) Kontext der Zeit ihrer Wanderung gesehen werden. Neben ökonomischen Gründen spielten somit sowohl soziale und politische als auch kulturelle und psychologische Faktoren eine Rolle. Die Motivation nach England zu migrieren entstand einerseits aus den besseren Arbeits- und Aufstiegschancen, der besseren ökonomischen Situation Englands im Vergleich zu Irland, der geographischen Nähe und einem weit verbreiteten Bewusstsein über die Möglichkeiten im Ausland. Die Wahl des Ziels stand außerdem in Zusammenhang mit familiären Netzwerken, sozialen Verbindungen und Solidaritäten, die durch Einbindung und Hilfestellungen Kosten reduzieren, ein Sicherheitsnetz bieten und die gefühlte Nähe zum Ziel der Migration vergrößern konnten. Dies war von großer Bedeutung für meine InterviewpartnerInnen in ihrer Anfangszeit in England, da der Arbeits- und Wohnungsmarkt in den 70er Jahren stark durch strukturelle Diskriminierung irischer MigrantInnen gekennzeichnet war.

In Bezug auf die Bedeutung von Migration für die individuelle Identitätskonstruktion kann von bestimmten Faktoren gesprochen werden, die den psychologischen Effekt der Migration auf das Individuum beeinflussen. Dies beinhaltet beispielsweise die Umstände der und Gründe für die Migration, den Zugang zum „emotionalen Auftanken“ und die Aufnahme der MigrantInnen durch die Bevölkerung des Residenzlandes. Durch einen neuen Kontext können sich bestimmte Identitätsbausteine verstärken, Bedeutungen verschieben und bisher unterdrückte Aspekte ausgelebt werden. Bei meinen InterviewpartnerInnen beinhaltete dies beispielsweise eine größere Möglichkeit der Selbstverwirklichung

(in Bezug auf Beruf, aber auch Privatleben), was unter anderem mit dem geringeren Einfluss der katholischen Kirche in Zusammenhang stand.

Auf einer kollektiven Ebene können bestimmte Gruppenzugehörigkeiten in der Selbstwahrnehmung einen anderen Stellenwert bekommen, wobei hier die Rolle von Fremdschreibungen und Macht nicht vergessen werden darf. Kollektive Identitäten können neu definiert werden oder weiterhin als Basis des Handelns fortwirken und dabei helfen, durch Interaktion neue Wege des Verhaltens und des Umgangs mit der veränderten Lebenssituation zu schaffen. Gemeinschaften können hier als Stütze und Hilfe wirken.

Heimat wird in der vorliegenden Arbeit als Ort, als Gemeinschaft, als Sinneswahrnehmung und als Sehnsucht behandelt. Definiert wird sie als die (kognitive, affektive, physische, somatische, etc.) Umgebung, in der man sich selbst am Besten (er)kennt. Was hier bereits deutlich wird, ist die starke Verbindung zwischen Heimat und Identität. Sie konstituiert eine wichtige Basis für die Manifestation und Entwicklung individueller Identitäten. Da Identitäten durch multiple Bindungen und Zugehörigkeiten gekennzeichnet sind, kann ein Mensch auch unterschiedliche, teils konkurrierende Vorstellungen von Heimat haben. Durch Entwicklungen in der Kommunikationstechnologie und günstiger werdende Transportmittel wurde es für MigrantInnen zudem einfacher, den Kontakt mit ihrem Herkunftsland aufrechtzuerhalten. Migration muss nicht mehr den Bruch mit der Heimat bedeuten, sondern kann mit der Entwicklung hybrider bzw. transnationaler Identitäten in Verbindung stehen.

Die Verbindung zur Gemeinschaftsebene ergibt sich insofern, als die Konzeptualisierung einer Heimat nicht von anderen (Menschen, Bedürfnissen, Interessen, etc.) trennbar ist. Das Heimat-Verlangen bzw. die „*home experience*“, steht in Zusammenhang mit Familiarität. Die Suche nach Ähnlichkeit und Verständnis, nach gewohnten Gefühlen, Wünschen, Dingen, Vorlieben, etc. kann nur in der Interaktion und Kommunikation mit anderen befriedigt werden. Diese sozialen Interaktionen finden jedoch nicht nur auf interpersonaler *face-to-face* Ebene, sondern auch zunehmend auf virtueller Ebene statt. Die verbindenden, Heimat-schaffenden Elemente sind geteilte Praktiken, Routinen und Formen der Interaktion. Durch diese Elemente, in Verbindung mit dem Teilen von Erfahrungen, Erlebnissen, Erinnerungen und dem gemeinsamen (Er)Leben von positiven und traurigen Anlässen, wird Familiarität hergestellt und Heimat (re)konstruiert. In diesem Sinne wirken soziale Beziehungen als Knotenpunkt für Heimatgefühle und umgekehrt. „Heimkehren“ bedeutet demnach an einen Ort, zu einem Selbst bzw. zu einer Position zurückzukehren, wo wir uns sicher fühlen, an den/das/die wir gewohnt sind, und wo unsere emotionalen Beziehungen am Intensivsten sind. In diesem Kontext wird die Verbindung zwischen Gemeinschaft und Heimat deutlicher; ebenso wie die Annahme, dass die traditionelle Vorstellung

eines physisch greifbaren Ortes keine notwendige Voraussetzung für Heimatgefühle darstellt.

In Bezug auf Konflikt vertrete ich die Annahme von Konflikten als natürliche Teile der Konstruktion unserer sozialen Realität, die über sowohl kontrollierte, als auch überraschende Elemente verfügen. Konflikt wurde des Weiteren als soziales Handeln definiert, das auf der Wahrnehmung von teilweise inkompatiblen Interessen oder Intentionen zweier oder mehrerer Gruppen basiert. Meine InterviewpartnerInnen erlebten potentiell konflikthafte Situationen vor allem auf zwei Ebenen. Auf der ersten Ebene geht es um Besuche in Irland und eine – mit der Migration in Zusammenhang stehende – fehlende Akzeptanz als legitimer Teil der Gemeinschaft (meist auf Dorfebene). An diesem Aspekt wird deutlich, dass die Selbstwahrnehmung als Gruppenmitglied nur eine Seite der komplexen Realität der Selbst- und Fremdzuschreibung darstellt. Vor allem Sprache und Dialekte spielen hier als Elemente der Grenzziehung eine Rolle.

Die zweite Ebene befasst sich mit Diskriminierungserfahrungen in England. Diese wurden vor allem im Zusammenhang mit den *Troubles* in den 70er Jahren und einer verstärkten Homogenisierung und Viktimisierung irischer MigrantInnen zu einem großen Problem. Neben Herkunft und Religion stellte vor allem Sprache ein zentrales Mittel der Ein- und Ausgrenzung dar.

Es wäre nicht realitätsgetreu anzunehmen, dass es allein Konflikt- und Diskriminierungserfahrungen sind, welche die starke Orientierung meiner InterviewpartnerInnen hin zu „irischen“ Elementen, Personen und Institutionen erklären könnten. Zahlreiche Faktoren spielen hier eine bedeutende Rolle und dürfen nicht unbeachtet bleiben. Neben erfahrener Unsicherheit und fehlender Akzeptanz waren es unter anderem Faktoren wie eine angenommene Begrenztheit der Migration, die Entscheidung länger zu bleiben, Heirat, die Geburt von Kindern, eine Verlagerung der Fremdenfeindlichkeit auf andere Gruppen und/oder sozialer Auf-/Abstieg, die einerseits die Gründe des Zusammenhalts der Gemeinschaft, und andererseits die Bedeutung von Grenzen bei der Identitätskonstruktion beeinflussten. Zentral ist in diesem (höchst aktuellen) Kontext, dass der Schlüssel zu einem respektvollen Zusammenleben im Kampf gegen Diskriminierung liegt.

Die Kultur- und Sozialanthropologie kann hier folgende Schritte setzen: Sie kann zur Dezentrierung der auf die eigene Gruppe gerichteten Weltbilder und zur De-Konstruktion konstruierter Fremdbildern beitragen. Des Weiteren müssen tatsächliche Unterschiede, seien sie kultureller oder physischer Art, zwischen Menschengruppen anerkannt werden, während die biologische Einheit und kulturelle Gleichheiten der Menschheit betont werden. Außerdem ist es notwendig, sich der eigenen Prädisposition bewusst zu werden und

Ethnozentrismen aktiv zu reduzieren. Als kollektiver Lösungsansatz hieße das, die Überwindung von Ethnozentrismus durch das Aufbauen einer alternativen Gruppenidentität mit neuen Wertnormen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Überwindung des Dilemmas: Wie baue ich eine neue Gruppenidentität auf, die sich anstatt am gemeinsamen Vergangenen an einer gemeinsamen Zukunft orientiert und die eine gemeinsame Vision, unter der Prämisse von gegenseitigem Respekt und Toleranz, enthält?

Eine weitere Maßnahme wäre die De-Ontologisierung bzw. De-Naturalisierung von Alltagstheorien über die Eigen- und Fremdgruppen. Dies würde zur Relativierung des typologischen, bzw. essentialistischen Denkens auf allen Ebenen betragen. Hier könnte die Besinnung auf die Einheit der Menschheit eine De-Zentrierung weg von der Konzentration auf die eigene Gruppe stützen. Dazu käme die Betonung der faktischen kulturellen Vielfalt und der potentiellen Wählbarkeit sozialer Tatbestände: „es könnte immer auch anders sein“ (Antweiler 1998:68).

8. Ausblick

Und es gibt so viele Geschichten zu erzählen, zu viele, solch ein Übermaß an ineinander verwobenen Leben, Ereignissen, Wundern, Orten, Gerüchten, solch ein unentwirrbares Gemisch aus Unwahrscheinlichem und Alltäglichem!

Salman Rushdie – Mitternachtskinder

Es ist nicht schwer zu komponieren, aber es ist fabelhaft schwer die überflüssigen Noten unter den Tisch fallen zu lassen.

Johannes Brahms

In diesem letzten Abschnitt der Arbeit wird nun auf Fragestellungen eingegangen, die sich im Zuge der Auseinandersetzung mit der Thematik Identität und Migration stellten, auf die jedoch an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden konnte.

In Zusammenhang mit dem Thema Erinnerung ergaben sich mehrere Fragen. Welche Bedeutung hat beispielsweise die (kollektive/individuelle) Erinnerung an die (Konflikt)Geschichte Irlands für die Identitäts- und Gemeinschaftsbildung in der Diaspora?³³ Welche Erfahrungen, an denen man selbst nicht teilgenommen hat, werden für die Konstruktion einer kollektiven Identität in Anspruch genommen und ritualisiert? Welche Ereignisse und Erfahrungen werden dabei zu Referenzpunkten einer gemeinsamen Geschichte, und welche werden dabei ausgespart? Welche Rolle spielt die soziale Praxis des Erinnerns für Individuen und Gemeinschaften in der Diaspora? Und in welchem Verhältnis stehen kollektive und individuelle Erinnerungs- und Identitätsarbeit zueinander? Wie erleben MigrantInnen der 2. oder nachfolgender Generationen diese Konstruktion von Bedeutung durch Erinnerung, und in welcher Form wird Herkunft und Identifikation durch intergenerationale Erinnerungsarbeit vermittelt, bzw. weitergegeben?

Ein weiterer Fragenkomplex umfasst das Themengebiet Kultur. Welche Auswirkung hat die Migrations- bzw. Diasporaerfahrung auf das kulturelle Bewusstsein? Und welchen

³³ Zentral ist hier, dass eine Analyse der Wirkung des Vergangenen in der Gegenwart mit der Konstruktion von Geschichtsschreibungen beginnen muss, „denn diese Beschreibungen stecken den Rahmen ab, in dem die politischen Akteure im engeren Sinn ihre Handlungen vornehmen“ (Noetzel 2006:113).

Einfluss hat das „Ausmaß der kulturellen Unterschiede“³⁴ (vgl. Akhtar 1999:41) zwischen dem Herkunfts- und Residenzland auf das kulturelle Bewusstsein?

In Bezug auf das Thema Gemeinschaft ergaben sich für mich folgende Fragestellungen: Was sind die Bedingungen, durch die Menschen einem gemeinsamen Kollektiv angehören können, ohne zu Repräsentationen einer einseitigen und homogenisierenden Definition zu werden? Was sind die Symbole, die in Gemeinschaften eine kollektive Identität ausdrücken? Die Symbole können auf mehreren (Sinnes)Ebenen wirken. Sichtbare Symbole umfassen beispielsweise Fahnen, Embleme, Kleidung, etc.; hörbare Symbole beinhalten Musik, Redefloskeln, Formen der Anrede, etc.. Daraus ergibt sich für mich die Frage, ob es bei der Verwendung/beim Ausdruck der Symbole eine Rolle spielt, ob sie intern, d.h. zur Bestätigung der Identität gegenüber Gruppenmitglieder, oder extern, gegenüber Außenstehenden, gebraucht werden?

Eine weitere Frage ist, inwiefern Gemeinschaft durch Prozesse der Mobilisierung und sozialer Aktionen konstruiert wird. Welche Mobilisierungsstrategien werden angewandt, um den Gemeinschaftsgedanken hervorzurufen und welche Rolle spielen die neuen Medien in diesem Prozess? In Verbindung mit Instrumenten der *social movement theory* wäre es in diesem Kontext außerdem interessant, das Konzept der „*communication community*“ aufzugreifen. In Anlehnung an Habermas (1983) wird hier Kommunikation als Form der sozialen Aktion gesehen, und multiple Zugehörigkeiten stehen im Vordergrund. Integration in die Gemeinschaft wird vielmehr durch Kommunikation, als durch bereits bestehende Moral und Konsensus erreicht. Dies ist nicht nur auf der Ebene lokaler bzw. transnationaler und globaler Gemeinschaften interessant, sondern auch – mit besonderer Aktualität – auf der Makroebene politischer Bezugssysteme. Inwiefern nimmt nun beispielsweise die EU Einfluss auf die verschiedenen Identifikationsformen und -möglichkeiten von MigrantInnen?

Neben diesen Themengebieten sind es vor allem die Bereiche Religion³⁵ und Gender, die in Zusammenhang mit Migration leider immer noch nicht genug Beachtung gefunden ha-

³⁴ Diese Unterschiede umfassen für Akhtar (vgl. 1999:41) verschiedene Dimensionen, wie Speisen, Sprache, Musik, Humor, politische Ideologien, das Maß der Autonomie gegenüber familiärer Gebundenheit, das subjektive Zeitempfinden, Grad und Arten zulässiger Sexualität, die Kommunikation zwischen Geschlechtern und Generationen, usw..

³⁵ Viele meiner InterviewpartnerInnen stellten Veränderungen in der Bedeutung von Religion nach der Migration fest. Diese Veränderungen stehen in Zusammenhang mit einer veränderten Vorstellung von Gemeinschaft („*I mean when you come to England then it's kind of ... the whole emphasis is on work. The religious thing wouldn't have had the social side of it.*“ (I3), mit weniger Druck durch einen geringeren Einfluss der

ben. Des Weiteren stellt sich die Frage, inwiefern Konflikterfahrungen, bzw. -wahrnehmung in Zusammenhang mit Integration stehen³⁶. Welche Rolle spielen die Medien in diesem Prozess? Und wie erleben MigrantInnen nachfolgender Generationen diese Bereiche?

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass weiterhin ein großer Bedarf an Fallstudien und fundamentalen Analysen und Forschungen auf lokaler, regionaler, nationaler und transnationaler Ebene besteht. Nur durch detaillierte, lebensnahe Studien, welche die Bedürfnisse, Erfahrungen und Ansprüche der Menschen miteinbeziehen, kann der Komplexität der Phänomene Migration und Identität Rechnung getragen werden.

katholischen Kirche in England und mehr Reflexionsmöglichkeiten durch größere Distanz. In welcher Beziehung stehen nun Identität, Migration und Religion und inwiefern beeinflussen sie sich wechselseitig?

³⁶ Rainer Strobl und Wolfgang Kühnel gehen unter anderem dieser Frage in ihrem Buch „Dazugehörig und ausgegrenzt. Analysen zu Integrationschancen junger Aussiedler“ (2000) nach. Sie schließen, dass „die unterschiedlichen Erfahrungen und Chancen in Deutschland wesentlich entscheidender [sind] als die Art der Wandermotive oder die Sozialstruktur des Migrationsprozesses. Wir können folglich davon ausgehen, daß [sic] ein positiver Integrationsverlauf in hohem Maße davon abhängt, daß [sic] die Aufnahmegesellschaft den Jugendlichen das Gefühl gibt, willkommen zu sein.“ (ebd. 2000:129) Vor allem aufgrund der politischen Brisanz des Themas ist es meiner Meinung nach von großer Bedeutung, dieser Fragestellung weiter, unter Einbeziehung verschiedener Kontexte und Erfahrungen, nachzugehen.

9. Anhang

9.1. Tabellenverzeichnis

Tabelle A: Durchschnittliche Migrationsquote Irland 1926-2006

9.2. Literaturverzeichnis

Akhtar, Salman (1999): Immigration und Identität. Psychosoziale Aspekte und kulturübergreifende Therapie. Gießen: Psychosozial-Verlag

Antze, Paul/Lambek, Michael (1996): Tense Past. Cultural Essays in Trauma and Memory. New York/London: Routledge

Amit, Vered (2002): Reconceptualizing Community. In: Amit, Vered (Hrsg.): Realizing community. Concepts, social relationships and sentiments. London/New York: Routledge

Anderson, Benedict (1983): Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism. London: Verso

Antweiler, Christoph (1998): Ethnozentismus im interkulturellen Umgang- Theorien und Befunde im Überblick. Opladen: Leske & Budrich

Appadurai, Arjun (1996): Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalisation. Minneapolis: University of Minnesota Press

Ardagh, John (1994): Ireland and the Irish. Portrait of a Changing Society. London: Hamish Hamilton

Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck

Atzler, Margit C. (2006): Widerspiegelung kultureller Identität im irischen Film. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Babcock, B.A. (2001): Liminality. In: Smelser, Neil J./Baltes, Paul B. (Hrsg.): International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences. Vol. 13. Amsterdam/Paris/New York et al.: Elsevier

- Banks, Marcus (1996): *Ethnicity: anthropological constructions*. London: Routledge
- Barth, Fredrik (2000): *Boundaries and Connections*. In: Cohen, Anthony P. (Hrsg.): *Signifying Identities. Anthropological perspectives on boundaries and contested values*. London/New York: Routledge
- Baumann, Gerd (2004): *Grammars of Identity/Alterity. A Structural Approach*. In: Baumann, Gerd/Gingrich, Andre (Hrsg.): *Grammars of Identity/Alterity. A Structural Approach*. New York/Oxfors: Berghahn Books
- Baumann, Gerd/Gingrich, Andre (2004): *Grammars of Identity/Alterity. A Structural Approach*. New York/Oxfors: Berghahn Books
- Belchem, John (2003): *Irish and Polish Migration: Some Preliminary Comparative Analysis*. In: Belchem, John/Tenfelde, Klaus (Hrsg.): *Irish and Polish Migration in Comparative Perspective*. Klartext Verlag: Essen
- Benedict, Ruth (1946): *The Chrysanthemum and the Sword*. Boston: Houghton Mifflin
- Bottingheimer, Karl S. (1985): *Geschichte Irlands*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer
- Brace, Keith (1971): *Portrait of Bristol*. London: Robert Hale
- Breidenbach, Joana/Zukrigl, Ina (2002): *Vernetzte Diasporas*. In: Moosmüller, Alois (Hrsg.) *Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelten in der Fremde*. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann
- Bristol City Council (2009): *The Population of Bristol – January 2009*. http://www.bristol.gov.uk/ccm/cms-service/stream/asset/?asset_id=29800002& [15.10.2010, 9:48]
- Brown, H.G./Harris, P.J. (1964): *Bristol. England. City of a Thousand Years*. Bristol: The Burleigh Press
- Brugger, Petra A. M. (2000): *Migrationsbedingte Identitätstransformationen am Beispiel ausgewählter Biographien von österreichischen Künstlern in New York*. Diplomarbeit an der Universität Wien

- Byron, Reginald (1996): Identity. In: Barnard, Alan/Spencer, Jonathan (Hrsg.): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. London/New York: Routledge
- Cairns, David/Richards, Shaun (1988): Writing Ireland. Colonialism, nationalism and culture. Manchester et al.: Manchester University Press
- Campbell, Malcolm (2008): Ireland's New Worlds. Immigrants, Politics, and Society in the United States and Australia, 1815-1922. Madison: University of Wisconsin Press
- Central Statistics Office (CSO) (2007): Census 2006: Principal Demographic Results. Dublin: Stationary Office.
<http://www.cso.ie/census/documents/Final%20Principal%20Demographic%20Results%202006.pdf> [15.10.2010, 11:01]
- Cohen, Anthony (1982): Belonging: The Experience of Culture. In: Cohen, Anthony (Hrsg.): Belonging, Identity and Social Organisation in British Rural Cultures. Manchester: Manchester University Press
- Cohen, Anthony (1985): The symbolic construction of community. London: Routledge
- Cohen, Anthony (2000): Introduction: Discriminating relations – identity, boundary and authenticity. In: Cohen, Anthony P. (Hrsg.): Signifying Identities. Anthropological perspectives on boundaries and contested values. London/New York: Routledge
- Coogan, Tim Pat (2000): Wherever Green is Worn. The Story of the Irish Diaspora. London: Arrow Books
- Cornell, Stephen/Hartmann, Douglas (1998): Ethnicity and Race. Making Identities in a Changing World. Thousand Oaks/London/New Delhi: Pine Forge Press
- Delanty Gerard (2003): Community. London/New York: Routledge
- Donahoe, Brian et al. (2009): The Formation and Mobilization of Collective Identities in Situations of Conflict and Integration. Max Planck Institute for Social Anthropology Working Papers. No. 116
- Dresser, Madge/ Fleming, Peter (2007): Bristol. Ethnic Minorities and the City 1000-2001. Chichester, West Sussex: Phillimore & Co Ltd
- Dresser, Madge/Ollerenshaw, Philip (1996): The Making of Modern Bristol. Tiverton: Redcliffe Press

- Dumont, Louis (1980): *Homo Hierarchicus: The Caste System and its Implications*. Chicago: University of Chicago Press
- Elwert, Georg (2004): *Anthropologische Perspektiven auf Konflikt*. In: Eckert, Julia M.: *Anthropologie der Konflikte. Georg Elwerts konflikttheoretische Thesen in der Diskussion*. Bielefeld: Transcript
- Eriksen, Thomas H. (2001): *Small Places, Large Issues. An Introduction to Social and Cultural Anthropology*. London/Sterling: Pluto Press
- Erikson, Erik H. (1998): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Evans-Pritchard, E.E. (1940): *The Nuer*. Oxford: Clarendon Press
- Fabian, Johannes (1983): *Time and the Other: how Anthropology makes its Object*. New York: Columbia University Press
- Fitzgerald, Patrick/Lambkin, Brian (2008): *Migration in Irish History. 1607-2007*. Houndmills/Basingstoke/Hampshire: Palgrave Macmillan
- Fog-Olwig, Karen (2002): *The ethnographic field revisited. Towards a study of common and not so common fields of belonging*. In: Amit, Vered (Hrsg.): *Realizing community. Concepts, social relationships and sentiments*. London/New York: Routledge
- Frey, H. P./Haußer, K. (1987): *Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung*. In: Frey, H. P./Haußer, K. (Hrsg.): *Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung*. Stuttgart: Enke
- Friese, Heidrun (2002): *Identity: Desire, Name and Difference*. In: Friese, Heidrun (Hrsg.): *Identities: Time, Difference and Boundaries*. New York/Oxford: Berghahn Books
- Gennep, Arnold van (1909): *Les rites de passage*. Paris: Nourry
- Gingrich, Andre (2003): *Grenzmythen des Orientalismus. Die islamische Welt in Öffentlichkeit und Volkskultur Mitteleuropas*. In: Mayr-Oehring, Erika/Doppler, Elke (Hrsg.): *Orientalische Reise: Malerei und Exotik im späten 19.Jh*. Wien: Wien Museum
- Gingrich, Andre (2004): *Conceptualizing Identities: Anthropological Alternatives to Essentialising Difference and Moralizing about Othering*. In: Baumann, Gerd/Gingrich,

Andre (Hrsg.): Grammars of Identity/Alterity. A Structural Approach. New York/Oxfors: Berghahn Books

Gingrich, Andre (2005): Kulturelle Identitäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts: Sozialanthropologische Begriffsbestimmungen und ihre Implikationen für Europa. In: Riegler, Johanna (Hrsg.): Kulturelle Dynamik der Globalisierung. Ost- und Westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften

Goethe, Johann Wolfgang von (2005): Faust. Der Tragödie erster Teil. Stuttgart/Düsseldorf/Leipzig: Ernst Klett Verlag

Goodby, John (2003): Diaspora. In: Goodby, John (Hrsg.): Irish studies. The essential glossary. London: Arnold, a member of the Hodder Headline Group

Goodby, John (2003a): The Troubles. In: Goodby, John (Hrsg.): Irish studies. The essential glossary. London: Arnold, a member of the Hodder Headline Group

Gray, John (2002): Community as place-making. Ram auctions in the Scottish borderland. In: Amit, Vered (Hrsg.): Realizing community. Concepts, social relationships and sentiments. London/New York: Routledge

Grossberg, Lawrence (1996): Identity and Cultural Studies – Is That All There Is? In: Hall, Stuart/duGay, Paul (Hrsg.): Questions of Cultural Identity. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage Publications

Habermas, Jürgen (1983): Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Hall, Stuart (2004): Wer braucht Identität? In: Koivisto, Juha/Merkens, Andreas (Hrsg.): Stuart Hall. Ideologie, Identität, Repräsentationen. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument Verlag

Harris, Rosemary (1972): Prejudice and tolerance in Ulster. A study of neighbours and „strangers“ in a border community. Manchester: Manchester University Press

Hazelkorn, Ellen (1992): „We can't all live on a small island“: the political economy of Irish migration. In: O'Sullivan, Patrick (ed.): The Irish World Wide. History, Heritage, Identity. Vol. 2. The Irish in the New Communities. Leicester & London: Leicester University Press

- Helfferrich, Cornelia (2009): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Heller, Agnes (1995): Where are we at home? Thesis Eleven. Vol. 41
- Hierzenberger, Marion (1999): Medien und Diskurse der Differenz. Entwicklung eines diskursanalytischen Zugangs aus kritischer feministisch-ethnologischer Sicht zur Analyse von Medientexten zu Fremdheit und Differenz mit zwei Fallbeispielen. Diplomarbeit an der Universität Wien
- Huber, Renate (2004): Identität in Bewegung. Zwischen Zugehörigkeit und Differenz. Vorarlberg 1945-1965. Innsbruck: Studienverlag
- Hutton, Seán (1993): The Irish in London. In: Merriman, Nick (ed.): The peopling of London. Fifteen Thousand Years of Settlement from Overseas. London: The Museum of London
- Imbusch, Peter/ Zoll, Ralf (Hrsg.) (2006): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jackson, J.A. (1969): Migration. London/New York: Cambridge University Press
- Kaur, Ravinder (2001): The Eclipse or the Renaissance of „Community“? The Career of the Concept. In: Jodhka, Surinder S. (Hrsg.): Community and Identities. Contemporary Discourses on Culture and Politics in India. New Delhi/Thousand Oaks/London: Sage Publications
- Krappmann, Lothar (1988): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart: Klett-Cotta
- Kreckel, Reinhard (1994): Soziale Integration und nationale Identität. Berliner Journal für Soziologie. 4:13-20
- Lee, Everett (1966): A Theory of Migration. <http://www.jstor.org/pss/2060063> [7.2.2011, 11:41]
- Lutz, Helma (2001): Postkoloniale Perspektiven: Migration, Hybridität und Kulturveränderung im Leben von surinamischen Frauen in den Niederlanden. In: Schlehe, Judith (Hrsg.): Interkulturelle Geschlechterforschung. Identitäten – Imaginationen – Repräsentationen. Frankfurt, New York: Campus Verlag

- MacRaild, Donald M. (2010): *The Irish diaspora in Britain. 1750-1939*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Mahler, Margaret (1998): *Symbiose und Individuation. Psychosen im frühen Kindesalter*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Massey, Douglas S. (1997): *Causes of Migration*. In: Guibernau, Montserrat/Rex, John (Hrsg.): *The Ethnicity Reader. Nationalism, Multiculturalism and Migration*. Cambridge /Oxford/Malden: Polity Press
- Mato, Daniel (2003): *On the Making of Transnational Identities in the Age of Globalisation: The US Latina/o - „Latin“ American Case*. In: Alcoff, Linda Martín/Mendieta, Eduardo (Hrsg.): *Identities. Race, Class, Gender, and Nationality*. Malden/Oxford/Melbourne/Berlin: Blackwell Publishing Ltd.
- Mayring, Philipp (1992): *Analytische Schritte bei der Textinterpretation*. In: Huber, G.L. (Hrsg.): *Qualitative Analyse. Computereinsatz in der Sozialforschung*. München/Wien: Oldenbourg Verlag
- Mead, George Herbert (1995): *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Meinhof, Ulrike Hanna/Galasiński, Dariusz: *The language of belonging*. Basingstoke et al.: Plagrave Macmillan
- Meister, Dorothee (1997): *Zwischenwelten der Migration: biographische Übergänge junger Aussiedler aus Polen*. Weinheim et al.: Juventa Verlag
- Moerman, Michael (1988): *Talking Culture*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press
- Moosmüller, Alois (2002): *Einleitung: Diaspora – zwischen Reproduktion von „Heimat“, Assimilation und transnationaler Identität*. In: Moosmüller, Alois (Hrsg.) *Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelten in der Fremde*. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann
- Morley, David (2000): *Home territories. Media, mobility and identity*. London/New York: Routledge
- Murphy, Gary (2009): *In search of the promised land: the politics of post-war Ireland*. Cork: Mercier Press

- Noetzel, Thomas (2006): Erinnerungsmuster und Erinnerungspolitik im Nordirlandkonflikt. In: Landkammer, Joachim/Noetzel, Thomas/Zimmerli, Walter Ch. (Hrsg.): Erinnerungsmanagement. Systemtransformation und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich. München: Wilhelm Fink Verlag
- Office for National Statistics) (2003): Census 2001: Key Statistics for Local Authorities in England and Wales.
http://www.statistics.gov.uk/downloads/census2001/KS_LA_E&W_part1.pdf
 [15.10.2010, 9:15]
- Parnreiter, Christof (2000): Theorien und Forschungsansätze zu Migration. In: Husa, Karl/Parnreiter, Christof/Stacher, Irene (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main: Brandes & Apsel Verlag GmbH
- Parsons, Talcott (1951): The social system. Glencoe: The Free Press
- Racek, Gabriela (2003): Das Fremde im Alltagsleben des Einzelnen – Mediales Klischee oder reales Feinbild? Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften
- Rammert, Werner (2001): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen: Thema und Beiträge. In: Altenhöner, Florian/Buchenau, Klaus, et al. (Hrsg.): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag
- Randall, Hansen (1999): The Politics of Citizenship in 1940s Britain. The British Nationality Act. http://homes.chass.utoronto.ca/~rhansen/Articles_files/19993.pdf
 [20.5.2011,17:28]
- Rapport, Nigel (1993): Diverse World-Views in an English Village. Edinburgh: University of Edinburgh Press
- Rapport, Nigel/Dawson, Andrew (Hrsg.) (1998): Migrants of Identity. Perceptions of Home in a World of Movement. Oxford/New York: Berg Publishers
- Rickard, John S. (1994): Introduction. In: Rickard, John S. (Hrsg.): Irishness and (Post)Modernism. Cranbury/London et al.: Associated University Press
- Said, Edward W. (1978): Orientalism. New York: Pantheon

- Schmidt, Christiane (2007): Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Schwalgin, Susanne (2004): „Wir werden niemals vergessen!“. Trauma, Erinnerung und Identität in der armenischen Diaspora in Griechenland. Bielefeld: Transcript Verlag
- Senft, Gunter (2003): Ethnolinguistik. In: Fischer, Hans/Beer, Bettina (Hrsg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. 5. Auflage. Berlin: Dietrich Reimer Verlag
- Shearman, Hugh (1948): Anglo-Irish Relations. London: Faber and Faber
- Strasser, Sabine (2001): Dynamiken der Deterritorialisierung. Oder: Wie *Bewegung* in die Sozialanthropologie kam. In: Schlehe, Judith (Hrsg.): Interkulturelle Geschlechterforschung. Identitäten – Imaginationen – Repräsentationen. Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Strathern, Marilyn (1982): The Village as an Idea: Constructs of Village-ness in Elmdon, Essex. In: Cohen, Anthony (Hrsg.): Belonging, Identity and Social Organisation in British Rural Cultures. Manchester: Manchester University Press
- Straub, Jürgen (2002): Personal and Collective Identity: A Conceptual Analysis. In: Frieze, Heidrun (Hrsg.): Identities: Time, Difference and Boundaries. New York/Oxford: Berghahn Books
- Strobl, Rainer/Kühnel, Wolfgang (2000): Dazugehörig und ausgegrenzt. Analysen zu Integrationschancen junger Aussiedler. Weinheim/München: Juventa Verlag
- Ting-Toomey, Stella (2005): The Matrix of Face: An Updated Face-Negotiation Theory. In: Gudykunst, William B. (Hrsg.): Theorizing About Intercultural Communication. Thousand Oaks: Sage
- Tönnies, Ferdinand (1957): Community & Society (Gemeinschaft und Gesellschaft). East Lansing: The Michigan State University Press
- Turner, Victor (1969): The Ritual Process. Structure and Anti-Structure. New York: PAJ Publications
- Vinnai, Gerhard (1991): Das innere Ausland – Thesen zur Sozialpsychologie der Fremdenfeindlichkeit. http://www.vinnai.de/inneres_ausland.html (9.12.2009 15:34)

- Wagener, Sybil (1999): Feindbilder: Wie kollektiver Hass entsteht. Berlin: QuadrigaVerlag
- Wagner, Peter (2002): Identity and Selfhood as a Problématique. In: Frieze, Heidrun (Hrsg.): Identities: Time, Difference and Boundaries. New York/Oxford: Berghahn Books
- Wallman, S. (1983): Identity Options. In: Fried, C. (Hrsg.): Minorities: Community and Identity. Berlin/Heidelberg et al.: Springer-Verlag
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt/New York: Campus Verlag
- Woehrle, Lynne M./ Coy, Patrick G. (2000): Introduction: Collective Identities and the Development of Conflict Analysis. In: Coy, Patrick G./ Woehrle Lynne M.: Social Conflicts and Collective Identities. Lanham/Maryland et al.: Rowman & Littlefield Publishers
- Ziegler, Meinrad (1995): Erinnern und Vergessen. Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Zweiten Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Österreich im Kopf, 6, 41-60

9.3. Abstract

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Rolle von Differenz und Grenzen bei der Identitätsbildung. Des Weiteren wird untersucht welche Bedeutung Migration, Konfliktwahrnehmung und Heimat in diesem Prozess spielen. Die Beschäftigung mit diesen Fragen fand auf individueller (im Bezug auf die Selbst-Wahrnehmung) und auf kollektiver (Gemeinschaftsbewusstsein) Ebene am Beispiel irischer MigrantInnen in Bristol/England statt.

Methodisch orientierte ich mich an der interpretativen Sozialforschung. Die verwendete Interviewmethode war das problemzentrierte Interview nach Witzel (1982), mit seinen Kriterien der Gegenstandsorientierung, Prozessorientierung und Problemzentrierung. Besondere Aufmerksamkeit lag auf den Kategorien Interaktion & Kommunikation, Reflexion & Offenheit, sowie auf Nähe & Distanz. In einem Zeitraum von sieben Wochen sprach ich mit sechs irischen MigrantInnen der ersten Generation. Die gewonnenen Daten wurden mit Hilfe des Auswertungsverfahrens nach Schmidt (2007) analysiert.

Durch kritische Reflexion von Konzepten und Theorien, in Verbindung mit den Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen, entstanden die folgenden Ergebnisse. Identität wird als Konstrukt verstanden. Sie ist dynamisch, kontradiktorisch und multipel. Zentral sind die Themen *agency* und Kontextabhängigkeit. Auf individueller Ebene wird ein schwaches Identitätskonzept vertreten – das „Andere“ wird als existierend respektiert, Differenzen begründen sich aber nicht wechselseitig. Auf Gemeinschaftsebene wird die Bedeutung von Abgrenzungen anerkannt. Eine ausschließliche Konzentration auf Grenzen würde jedoch zentrale Elemente kollektiver Identität – die Konzentration auf und Identifikation mit einen/m Kern (Erfahrungen, Erinnerungen, Interessen, Werte, Orientierungen) – übersehen. Grenzen sind – wie Identität – wandelbar und verhandelbar.

In diesen Prozessen des Aushandelns durch Interaktion spielen Migration, Konflikt und Heimat unterschiedliche Rollen. Alle drei Faktoren haben jedoch Auswirkungen auf das Selbst- und Gruppen-Bewusstsein, wobei Kontext, Fremdwahrnehmung und Macht die individuelle Selbstwahrnehmung und Zugehörigkeiten prägen.

Mit ihrem konstruktivistischen Verständnis von Identität, in Verbindung mit einer anthropologischen Perspektive auf Migration, sieht sich die Arbeit als Beitrag zur anthropologischen Debatte um Identität. Die Ergebnisse der Forschung sollen eine Basis für Verständnis und Theorien bilden. Die Arbeit stellt somit einen Ausgangspunkt dar, von dem aus die Erkenntnisse in anderen Kontexten getestet, und weiterentwickelt werden können.

9.4. Lebenslauf

Name: Anna Neureiter
Geboren am: 03.10.1986
Staatsangehörigkeit: Österreich

Ausbildung

1996/97-2004-05 Bundesgymnasium Bad Ischl
seit 09/2005 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien, Abschluss im SS 2011
09/2008-01/2009 Studium am Centre for Conflict Studies der Universität Utrecht/Niederlande

Berufserfahrung

06-09/2007 Praktikum bei Karplus S.A. - *Latinamerican Traders* - administrative Tätigkeiten - Buenos Aires/Argentinien
10/2007-02/2008 Praktikum beim Dokumentationsarchiv Islamophobie (DAI) - Medienbeobachtung und Dokumentation - Wien
04-08-2008 Mitarbeiterin am Institut für empirische Sozialforschung (IFES) - Durchführung quantitativer Interviews - Wien
05-08/2008 Praktikum bei Zivilcourage und Anti-Rassismusbearbeitung (ZARA) - Öffentlichkeitsarbeit - Wien
09/2009-02/2010, 09/10-02/2011 Tutorin für die VO „Interkulturelle Kommunikation“ an der Universität Wien

Publikationen

Neureiter, Anna (2008): „Stiefkind 'Interkulturelles Lernen'“ - Kolumne „Geht's mich was an?“ - Augustin Nr. 230
Fercher, Sonja/Neureiter, Anna (2008) „Migration im Ösi-Fußball: Spiegel der Gesellschaft“ - Kolumne „Geht's mich was an?“ Augustin Nr. 231
Kozmann, Verena/ Neureiter, Anna/Weitlaner, Silvia (2008): „Religion als Feindbild: Der Islam im Zentrum aktueller Debatten“. In: ZARA Rassismus Report 2008